

# Aus dem Tagebuch von Thomas Platter dem Jüngeren

Autor(en): **Keiser, Rut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **63 (1963)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117392>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Aus dem Tagebuch von Thomas Platter dem Jüngeren

von

Rut Keiser

Der junge Medizinstudent Thomas Platter, von dem die Rede sein soll, ist eines der vielen Kinder des allbekannten Thomas, der aus dem Wallis nach langen Lehr- und Wanderjahren nach Basel gekommen und hier schließlich Lehrer und Rektor auf Burg geworden war. Der einzig überlebende Sproß aus der ersten Ehe des alten Thomas war Felix, der nachmals berühmte Professor der Medizin, mehrmals Dekan der Fakultät und Rektor unserer Universität, Stadtphysikus, Pestarzt und Leibarzt etlicher Potentaten. In zweiter Ehe heiratete Platter im Jahre 1572, im Alter von 65 Jahren, Hester Gross oder Grossmann, und dieser Ehe entsprossen in ziemlich rascher Folge noch 6 Kinder. Das zweite, 1574 geboren, war unser Thomas. Damals war der Bruder Felix bereits Professor der praktischen Medizin. Er stand im 38. Lebensjahr. Er nahm sich seines kleinen Halbbruders Thomas an, als der Vater 1582, 75jährig, wegstarb. Im gleichen Jahr starben, z. T. an der Pest, drei kleine Schwestern des jungen Thomas; die Mutter aber verheiratete sich mit Hans Lützelmann dem Ziegler. Als Thomas 21 Jahre alt war, ließ ihn Felix in Montpellier studieren, so wie er einst selber, gute 40 Jahre früher, für 4½ Jahre in Montpellier gewesen war.

Thomas reiste am 16. September 1595 von Basel weg mit zwei jungen Gefährten, mit dem 18jährigen Grafen Johann Kasimir von Nassau und dem württembergischen Junker Wolf Dietrich Notthart von Hohenberg, der ein knappes Jahr später vor den Mauern von Avignon ertrank und dort unten begraben wurde. Von dieser Reise, ferner von dem anderthalbjährigen Aufenthalt an der Universität Montpellier, von seiner anschließenden ärztlichen Praxis in Uzès und von dem darauffolgenden Reisejahr bis zu seiner Rückkehr im Februar 1600 hat Platter ein recht genaues Tagebuch hinterlassen. Er hat es in Basel, bald nach seiner Reise, in schöner, sauberer Schrift sehr sorgfältig auf Grund von Notizen und ergänzender Lektüre zusammengeschrieben, mit Stadtplänen, selbst nachgezeichneten Landkarten und eigenhändigen Skizzen versehen,

dann nochmals überarbeitet und mit vielen Nachträgen im breiten Rand der Seiten erweitert und am 1. Juli 1605 abgeschlossen, alles «fürnemblich Gott zu ehren undt dem nechsten zu gutem...», demnach zu lob meines herren bruders, doctor Felix Platters, der mich so lange zeitt in der frömbde verleget». Er hat darin wirklich getreu, wie er selbst sagt, «vermeldet, wie er yeden tag gereyset, waß denckwürdiges sich auf der gantzen reyss sich zuge-tragen unndt was er an yedem ort fürnemmes gesehen hatt». Zu diesem «denckwürdigen» gehören nicht nur die «fürnembsten landschaften, stätt, flecken, dörfer, schlösser, heüser, vestungen, gebeüw, antiquiteten, plätz, päß, brucken, gärten, mühlen, wasser-unndt brunnenwerck», was alles er «mitt vleiß in acht genommen», sondern auch noch persönliche Erlebnisse, Begegnungen mit Menschen und Ereignissen von der Königin Elisabeth bis hinunter zu jedem «trunck», den er in einem Wirtshaus getan.\*

Von dem Umfang und Verlauf dieser Reise möchte ich kurz einen Begriff geben und später versuchen, ein paar Aspekte aufzuzeigen, die für den Historiker, für den kirchlich Interessierten, für den Wirtschaftler und Volkskundler von Interesse sein können. Das alles nicht erschöpfend, sondern nur als ein Hinweis auf die Dinge, die uns das Tagebuch bietet.

### *Platters Reisen*

Platter reiste über den obern Hauenstein, Murten und Avenches nach Lausanne, sah sich hier das Collège an und hielt sich kurz in Genf auf, um den Paß für Savoyen zu erhalten. Dort hat er den alten Théodore de Bèze, den Nachfolger Calvins, gesehen, der ihm mit zittriger Hand einen Spruch ins Tagebuch geschrieben hat. Dann gings «mitt starcker gesellschaft» weiter durch das noch unsichere Savoyerland. In Seyssel bestieg man ein Rhoneschiff, hatte an verschiedenen Orten die Pässe vorzuweisen und den Soldaten «4 dickpfennig» zu verehren, um weiter zu kommen. In Lyon war Hochbetrieb; Heinrich IV. war nach seinem Siegeszug gegen die Liga anfangs September nach Lyon gekommen; die eidgenössischen und speziell die Basler Gesandten weilten noch dort; sie waren gekommen, um wegen der Neutralität der spanischen Franche-Comté und wegen der Schulden des Königs gegenüber Basel zu verhandeln. Aber die rote Ruhr herrschte, und die jungen Leute trachteten «aufs fürderlichst weg zereißén» und dem «stetigen

\* Dieses Tagebuch ist genau beschrieben worden von Hans Lieb in der «Basler Zeitschrift» 1955, S. 51 ff.

totden geleüt unndt fürübertragenden totten boren» auszuweichen. In einem überladenen Schiff – «daß nitt vier zwerchfinger fählet, es wehre daß wasser in daß schiff geloffen» – gings rhoneabwärts, über Tournon nach Pont-Saint-Esprit, dessen Brücke Platter mit 1200 seiner Schritte abmaß. Von da wandte sich die Gesellschaft landeinwärts nach Westen, über Bagnols, wo Platter die ersten Feigen auf «bretteren unndt kretzen» und die ersten «meertrübel» in großer Menge dörren sah. Über Uzès, Sommières gelangte man endlich zum Ziel: nach 23 Tagen war Platter am 7. Oktober 1595 in Montpellier.

Er bezog Quartier bei Jacques Catalan, dem Apotheker, der seinerzeit als Austausch gegen Felix bei Vater Platter in Basel in Pension gewesen war.

Schon am 6. Tag nach der Ankunft, noch vor der Immatrikulation, beginnen Platters Exkursionen und Reisen. Fast alle Monate geht man «kreütlen», d. h. botanisieren, mit einem Lehrer oder allein. Man geht wiederholt in die Bäder von Balaruc, wo die Trink- und Badekuren wieder im Schwange waren, wo, wie Platter sagt, «gar überauß viel stattlich mann unndt weibsbilder von Montpellier, Nismes, Tolosen unndt anderen örteren, auch weit gelegenen», badeten, vor allem aber 6, 8, 12 Gläser von dem warmen Quellwasser tranken, was wie Karlsbader Wasser wirkte, aber ohne Karlsbader Komfort: «sinndt keine beüm noch gebeüw da; man kan sich nirgendts verbergen». Von Balaruc ging man meistens über Frontignan, wo der gute Muskatwein versucht wurde, auf den Mons Setius, den heutigen Mont Saint-Clair über Cette, das damals noch nicht existierte, da es erst mit dem Canal du Midi unter Colbert entstand. Weiter reisten die Studenten etwa nach Agde. Oder sie unternahmen Tagesausflüge nach Lattes, dem alten Hafen von Montpellier, oder etwas weiter nach Maguelone, das damals noch eine Insel im Etang de Tau war. Da wurde ihnen die fast zerstörte Kathedrale mit dem Grab, einem Loch in der Mauer, gezeigt, «darinnen solle die schöne Magelone mit sampt dem Peter auß der Provintz balsamiert neben einander gesessen sein, yetz aber ist alles hinweg». Dagegen stand das Schloß des Bischofs noch da – bis 1536 hieß der Bischof von Montpellier Bischof von Maguelone. – Ein beliebtes nahes Ziel war auch Pérols mit seiner merkwürdigen Quelle. Im Sommer verschwand das Wasser, doch stieg «ein solcher vergiffter dampf auß demselbigen natürlichen kessel», «daß die thier, so man darüber haltet, gleich sterben». Selbstverständlich hat Platter das mit Hühnern und Katzen «oftermahlen probiert». Es haben «viel gelehrte leüt von der ursach dises brun- nens unndt giftigen dampfes disputieret; ettlich vermeinen, eß

fließe daß wasser durch ein quecksilber aderen, die also . . . giftige dämpf von sich gebe». Aber man hatte noch keine überzeugende Erklärung gefunden.

Größere Reisen führten die jungen Leute nach Nîmes, an den Pont-du-Gard, von da nach Avignon, Beaucaire, Tarascon und Arles, und der Heimweg ging über Aigues-Mortes. Oder eine Reise zu Schiff brachte die Studenten nach Marseille; von da gings zu Fuß oder zu Pferd weiter nach Aix, Avignon, Orange und zurück über Nîmes; fast einen Monat hatte diese Reise gedauert. Es war die 17. während der ordentlichen Studienzeit in Montpellier. Dazwischen hat Platter doch fleißig studiert, so daß er im März 1597, also nach 1½ Jahren, zum Baccalaureus der Medizin promoviert werden konnte. Die Folge war, daß «ich nachmahlen hab dürfen in den umbligenden stettlinen in der medicin practizieren».

Also reiste er «zur statt hinaus» «auf die pratick», und zwar über Nîmes nach Uzès. Er war willens, «ein monat oder drey mich da in der pratick ze üben»; er blieb aber 1½ Jahre. Leider berichtet er wenig von seiner Medizinertätigkeit, beschreibt dafür seine verschiedenen Reisen von Uzès aus in die nähere Umgebung, nach Alais, nach Beaucaire und auf den Mont-Ventoux, nach Nîmes und Avignon und immer wieder einmal nach Montpellier. Dann kam die Trennung. Wie sehr es ihm in Uzès gefallen hatte, klingt noch nach in den Worten über seinen Abschied von Freunden und Patienten. Er ritt dann «auf einem . . . geülin von Uses hinweg unndt machte daß kreütz über die statt, dann ich nitt willens, in drey tagen widerumb dahin zekommen, wie es denn auch beschehen, unndt weiß noch nitt, wann oder ob ich die statt, darinnen mir viel liebs unndt guts widerfahren, noch einmahl sehen werde kennen».

Platter hielt sich zunächst zwei Monate in Avignon auf bei zwei Salzburger Adligen, die seine Reisegefährten von Lyon an gewesen waren. Die brachten ihm ein bißchen Spanisch bei. Dann rüstete er sich in Montpellier auf seine Spanienfahrt. Der St. Galler Student Sebastian Schobinger begleitete ihn, und im Januar 1599 zogen sie los über Béziers und Narbonne ins spanische Roussillon, nach Perpignan, über den Pyrenäenpaß Le Perthus bis nach Barcelona. Eine Extratour unternahmen sie nach dem Montserrat. Ende Februar benützten sie ein Frachtschiff für die Rückreise nach Montpellier; sie kamen wenigstens bis Collioure, wo sie aber wegen widriger Winde sechs Tage und hauptsächlich sechs Nächte durchfrozen und dann kurz entschlossen den Landweg wählten.

*Spanien*

war offenbar ein Kapitel für sich gewesen. Alles war anders und ungewohnt. Platter wunderte sich ob der Mode, «sonderlich ob den kleinen mannshütlinen unndt großen krösen [Halskrausen]. . . , deßgleichen ab der weiberen enge weiche [Taille] unndt weite deß rocks am boden unndt ihren hohen schuen». Die Spanierinnen können «beschwerlich» darauf gehen; sie müssen «gemeinlich von ihren dieneren geführet werden. . . Kommen sie an die dantz, so ziehen ettliche die pantoflen auß unndt sitzen darauf wie auf kleine stülin nider». Was Platter nicht davon abhielt, in der Schuhmachergasse zu Barcelona, wo sie «mechtig hohe weiber pantoflen, gar schön gemahlet, verkauffen», ein Paar zu erstehen, allerdings «ein par der nidristen». Dann die Wirtshäuser: da «gab uns der wirt nichts dann ein tisch mitt dem tischlachen überdeckt; wolten wier etwas zeessen oder zetrinken darauf sehen, so muß ein yeglicher für sich darumb lügen». In Frankreich dagegen setzte man ihnen überall die besten gebratenen Rebhühner oder zarte «köngelin» vor. Das spanische Nachtlager war hart und teuer dazu, denn nur daran verdiente der Wirt, «weil speiß unndt tranck taxiert unndt sie ez nitt theürer, dann die tax ist, dürfen verkaufen». «Dann in den großen flecken oder stäten die stattknecht die kinder auf den gassen fragen, wo unndt wie theür sie einkaufet; vernemmen sie, daß man nitt nach dem tax verkauft, strafen sie sie gar hoch, welches die metzger, brotbecken unndt weinschenken u.s.w. bey der ordnung behaltet».

Platter sah eine vornehme Hochzeit in Barcelona: die stolzen Spanier fahren und ritten, obwohl es nur eine kurze Strecke vom Haus zur Kirche war. Nach der stattlichen und köstlichen Mahlzeit kam der Tanz; da «gunge es nicht so höflich wie in Frankreich zu, dann sie es den Frantzosen bey weitem nicht kennen zuthun mitt dantzen wie auch mitt dem reiten nicht». Die Sarabande tanzen sie mit Kastagnetten «unndt treiben gar seltzame, lächerliche gebärden unndt bewegungen deß leibs, auch der händt unndt fießen». Das Land war weniger gut angebaut als in Frankreich, einmal weil es «steinecht unndt sich nicht bauwen lasset», dann aber auch, weil die Spanier «viel lieber ein spieß dann ein geißlen zetragen» pflegen. Und es fiel Platter auf, «daß mehrtheils die thauner oder akersleüt Frantzosen sindt. . . , wie auch gleichfahls mehrtheils schwere handthierungen als zimmer-, mauerer- etc. arbeit in Catalunien von Frantzosen verrichtet werden». Die Spanier sind «so stolz unndt ehr-, auch gelt geitig, daß sie nicht gern umb ein kleinen soldt dienen». Sie ziehen viel lieber «über daß ungestüme meer

in die Indien» oder den Kriegen nach in Italien und den Niederlanden, erobern sich Reichtum und leben dann, «als wann sie graven oder herren, ja auch geborne fürsten wehren». Zusammenfassend schließt Platter: «Es ist daß höchstragende unndt stölzist volck, so ich mein tag gesehen; niemandt ist ihnen gutt genug; derowegen weil sie über alle sein wollen, sich auch niemandts mitt ihnen vertragen kan.»

Der politische Partikularismus Kataloniens war teils ein Grund der Erheiterung, teils der Enttäuschung. Erheiternd in den Komödien – es wird so gewesen sein wie Basel-Zürich –, enttäuschend, weil Platter und sein Freund vergeblich hofften, in Barcelona ein Fest allerersten Ranges mitzuerleben: die Doppelhochzeit des jungen Königs Philipp III. und des Erzherzogs Albrecht, des Statthalters in den Niederlanden. Albrecht sollte die Königsbraut von Italien nach Barcelona bringen; er selbst sollte die Schwester Philipps, die Infantin Isabella Klara Eugenia heiraten. Barcelona hatte sich auch bereits mit Triumphbögen auf den Empfang des Königs und seiner Hochzeiterin gerüstet. Der Großherzog von Toscana und sein Bruder waren in Galeeren angefahren mit einem Präsent. Aber weil Barcelona auch davon den Zoll haben wollte, «ist er nach einem par tagen von dannen in ein ander port gefahren. . . unndt haben seine trommeter alle auf daß meer hinauß zesamen geblasen, hatt gar lieblich getönet». Auch der König kam nicht; denn als er «vernommen, daß sie ihn nicht anderst dann ihrer alten gerechtikeit nach wie ein graf von Catalonien wolten lassen einreiten, hatt er sich entschlossen, zu Valencia, do er könig ist, sein hochzeiterin zeempfahen, wie es auch beschehen». Barcelona bot zwar dem König an, «alles frey außzuhalten unndt ihme noch 200.000 kronen darneben zeverehren, wann er sein königin welle bey ihnen empfahen; haben doch nichts außgerichtet». Und Platter sah nur, wie man die Kutschen und Pferde der künftigen Königin ans Land schaffte.

Das Gefühl des Befremdens, das bei aller Trockenheit der Schilderung immer wieder durchbricht, steigert sich bis zum Unbehagen, wenn er «daß inquisition hauß, ein mechtig hoch unndt weit gebeüw», vor sich sah. «So oft ich dieß hauß angesehen, hab ich an ihre strenge ordnung der religion halben gedacht», und er beschreibt des langen und breiten das Prozedere der Inquisition mit spürbarem Protest. Er bekennt sich zu den Verurteilten, die «es für ein sonderbahre ehr halten unndt sich für selig achten, wie sie auch sindt, daß sie umb den nammen unndt wahre religion Christi also yämerlich mießen gemarteret unndt verbrennet werden». Verschiedentlich hat er erfahren, daß die Spanier von der Reformation

und den Lutheranern nichts wissen, «dann waß die pfaffen auf den kantzlen von ihnen sagen; dann sie keine bücher von ihnen sehen oder keiner gern sie berichtet, waß sie [die Lutheraner] für ein standt führen, dieweil man so geschwindt . . . mitt der inquisition ist». Der Boden Barcelonas wurde den beiden Studenten eines Tages zu heiß. Sie hatten die Gewohnheit, aus Mißtrauen den Zimmerschlüssel ihrer Gaststube mitzunehmen, was das Dienstmädchen «so sehr verdrosse, daß sie zu unserem lakeyen in zorn sagte, wo seine frantzösischen prediger wehren, daß sie die kammeren verschlossen hetten. Do erzürnet der bub wider sie unndt wolte mit einem feürigen brandt gegen ihren laufen, hette sie übel geschendet, wehre der wirt nicht darzwischen geloffen.» Es stand ihnen fest: hätte es eine Geschichte gegeben, so «wehren wier nochmahlen in große gefahr kommen, dörften auch woll gleich haben mißben in daß inquisition hauß». Vom Lakeien gewarnt, zogen sie schleunigst aus, verzollten teuer ihre Sachen, ließen sich bescheinigen, «daß man die biecher examiniert unndt keine verbottenen darunder befunden habe», und bestellten den Schiffsplatz für die Rückkehr.

Fast zwei Monate waren die beiden unterwegs gewesen. Kaum drei Wochen gönnte sich nun Thomas in Montpellier, um sich für den

### *Grand Tour, die große Bildungsreise*

durch Frankreich und die Niederlande nach England, vorzubereiten. Mitte April 1599 ritt er allein nordwärts nach Rodez und Toulouse. Als er sich dort aufs Schiff nach Bordeaux begab, traf er einen Danziger und einen Hamburger, zwei Studenten, die aus Basel und von Montpellier kamen und die einen gewissen Thomas Platter suchten, um ihm einen Brief seines Bruders Felix zu übergeben. Mit diesen neuen Gefährten reiste er bis Bordeaux und LaRoche; von da gings wieder allein und zu Fuß weiter. Nach Poitiers geriet er in ein «solch wasserwerck mit allen winden, donner unndt blitzg», daß er auf der grundlosen Straße «biß an die kneyn mußte darinnen watten; ich besorgte, . . . ich mißte ersauffen». «Da erleydet mir schier die reiß, yedoch tröcknet ich mich allerdings bey dem feür» eines Wirtshauses, und so zog er auf einem «lären saumroß» weiter bis an die Loire, nach Saumur. Von da fuhr er zu Schiff bis Angers und kam zu Fuß wieder nach Saumur zurück. Hier fand er ein Schiff mit einem ganzen Klüngel frommer Edeldamen, die in Begleitung eines einzigen Herrn eine Wallfahrt zur Kapelle Notre-Dame-des-Ardilliers bei Saumur unternommen hatten. Er gewann bald das Zutrauen dieser zuerst sehr reservierten



Damen, besonders als er den Edelmann von einer Ohnmacht kurieren konnte, und er mußte versprechen, seine Reise zu unterbrechen und die adlige Gesellschaft auf ihren Gütern in der Sologne zu besuchen. Das tat er denn auch nach der eingehenden Besichtigung von Langeais, Amboise, Blois und Chambord, und er vertrieb sich in der Sologne manch schönen Tag, über einen Monat lang, indem er von einem Schloß zum andern zog, Dachse und Hasen fing, Kögelin zu Tode schlug und sich bei all den untereinander verwandten Familien beliebt machte, so daß er endlich regelrecht sich losreißen mußte, um nach Bourges zu kommen. Hier traf er eine Menge Deutscher, auch Basler an. Mit zwei neuen Reisegefährten gings weiter über Orléans nach Paris.

Nach 12tägigem Pariser Aufenthalt bestieg er mit seinen Kameraden die «ordinary gutschen» nach Rouen und Amiens. Von da besuchte er die spanischen Niederlande, Lille, Tournai, Brüssel. Hier erlebten die jungen Studenten die großartige Joyeuse Entrée des neuen Herrscherpaares. Spanien hatte die Niederlande als Mitgift der Infantin an das neuvermählte Paar, Erzherzog Albrecht und Isabella, zediert; pro forma war der burgundische Staat wieder erstanden, und Albrecht und Isabella nannten sich Princes souverains. Daß es sich nur um eine Scheinsouveränität handelte, stand in den Geheimklauseln des Zessionsvertrages. Die Aufnahme aber, die das Herrscherpaar erfuhr, war rauschend und voll hochgestimmter Hoffnung auf Frieden und auf Erlösung von der spanischen Besatzung. Platter ergeht sich in der detailliertesten Beschreibung der Festlichkeiten und schenkt uns keinen Vers all der lateinischen Sprüche auf den vielen Ehrenpforten in Brüssel. Von hier aus sah er noch Antwerpen, Mecheln, Löwen, Gent und Brügge. Dann reiste er durch das Kriegsgebiet ins spanische Lager vor Ostende, das die Holländer besetzt hielten. Und weiter gings über Dünkirchen wieder auf französischen Boden: nach Calais. Der Englandaufenthalt schloß sich an; es war mittlerweile September geworden, als er mit seinen Freunden ein leckes französisches Bierschiff bestieg – ein englisches Schiff zu nehmen, ließen die Franzosen nicht zu. Einen Monat dauerte die Englandfahrt, und es tauchen die bekannten Namen auf: London, das heute verschwundene Schloß Nonsuch, Hamptoncourt, Windsor, Eton, Oxford, Woodstock, wieder London, Canterbury und Dover.

Die Rückfahrt führte wieder nach Calais, und da Platters neue Kameraden die Niederlande und auch Holland sehen und Platters Ortskenntnisse und seine wenigen spanischen Brocken sich zu nutze machen wollten, so anboten sie ihm, ihn als Führer frei zu halten. So reisten sie denn zusammen über Brügge, Gent und

Antwerpen nach Brüssel. Die Weiterfahrt nach Holland aber unterblieb: alle rieten davon ab des spanisch-holländischen Krieges wegen. Und so kehrten sie über die spanischen Städte Mons (Bergen), Valenciennes und Cambrai und durch das französische Amiens nach Paris zurück. Hier blieb Platter noch den ganzen Dezember und die erste Januarhälfte des neuen Jahres 1600; dann machte er sich fertig für die Heimkehr. Dijon, Beaune, Dôle, Besançon und Montbéliard waren die letzten Stationen. Am 15. Februar 1600 ist er «mitt der hülff Gottes auf den abendt widerumb zu Basell frisch unndt gesundt ankommen, hab bey meinem herren bruder Doctor Felix Platter eingekehret».

### *Zeitgeschichte im Spiegel des Tagebuchs*

Es war eine interessante Zeit, in die Platters Studienjahre fallen, 1595–1600: das Ende der 30jährigen Religionskriege in Frankreich, der Friede mit Spanien und die Anerkennung der protestantischen Konfession im Edikt von Nantes. Wie weit ist Platter von diesen geschichtlichen Ereignissen berührt worden?

Noch war Krieg, als Platter nach Frankreich kam. Aber Heinrich IV. hatte nicht nur konvertiert, sondern auch von Papst Clemens VIII. die Absolution erhalten und damit der fanatischen katholischen Liga und ihren letzten Führern vollends den Wind aus den Segeln genommen. Das Languedoc war unter dem Connétable Montmorency bereits befriedet, und die meisten Städte hatten den König anerkannt. Ein prunkvolles Ereignis dieser Endphase des Bürgerkrieges verpaßte Platter: Lyon hatte seinen ligistischen Gouverneur gefangengesetzt, sich dem König angeschlossen und ihn großartig empfangen. Als Platter Ende September nach Lyon kam, war alles gerade vorüber. Er sah nur noch «die gantze statt voll frembdt volck, die dahin kommen wahren, den könig sehen sein einritt ze thun». Überall standen noch «die hohen porten, pyramides, thürn unndt wendt von thilen, thuch unndt große gipse bildes, alles mitt schönen farben gezieret unndt sinnreichen geschriften, reimen unndt außlegungen». Er sah auch noch «viel eidtgnosische soldaten...; warteten nur auf gelt, wahren in Picardy dem könig zuzeziehen willens». Aber der König war schon weggerist.

Eine zweite große Angelegenheit war der Übergang Marseilles zum König. Wie in Lyon, mußte auch hier der ligistische Stadtherr durch eine Revolution der Bürgerschaft zuerst weggefegt werden. In Marseille war es der Bürgermeister Casaux, der bereit war, die

Stadt den Spaniern auszuliefern, und schon spanische Galeeren im Hafen aufgenommen hatte. Pierre de Libertat, ursprünglich ein Korse, organisierte die Erhebung im Einverständnis mit dem neuen jungen Gouverneur der Provence, dem Herzog Charles de Guise. Er erstach am 17. Februar 1596 den Konsul Casaux eigenhändig und öffnete Guise die Porte Réale. Marseille, «mechtig verrümpft wegen deß fürtreffenlichen port deß meers», war der Schlüssel zur Provence, die von Savoyen und von Spanien bedroht war. Heinrich IV. hat darum den Befreier Libertat geadelt und zum Viguier gemacht. Platter war in jenen Tagen in Arles und wollte «den triumph, welchen man dem viguier oder lieutenant Libertas . . . hulte», ansehen. Aber Gegenwinde ließen das Schiff nicht rhoneabwärts fahren. Dafür kam er ein Jahr später und sah noch genug, was ihn an die bedeutsame Wendung der Stadt erinnerte. Da waren «mitten im port . . . zwo schöne, große galeren, die eine dem hertzog von Guise, gubernator der statt unnd der gantzen Provintz, . . . die andere dem lieutenant, viguier oder statthalter Libertas zugehörig». Diese Galeeren besuchte er mit seinen Kameraden: «wahre ein solch getöb unndt rumor mitt kettenen unndt geschrey, als wann einer in einer schmitten wehre». Es war der Lärm der Galeerensklaven. «Ich zehlete auf yeder seiten 31, macht überal 62 bänck, also viel ruder hatt es auch auf yeder seiten, unndt zu einem yeden ruder . . . ettwan fünf oder vier gefangene, an eysenen kettenen angeschmidete mannen allerley nationen. Damahlen waren es auf beyden galeren mehrertheils Spanier, ettwan bey 400, welche . . . als der burgermeister Casal die statt dem Spanier übergeben wolte . . . gefangen unndt auf beyde galeren geschmidet worden sindt.» Bei dieser Gelegenheit schildert Platter ausführlich und sichtlich bewegt das Elend der Galeerensklaven. Sie sind zwei und zwei an den Füßen aneinandergeschmiedet. Außerdem schmiedet man ihnen um den Hals einen schweren eisernen Ring mit einer zwei Spannen langen Stange, die über den Kopf hinausragt, «domitt er den ring mitt keinem mantel bedecken kenne». Bei allem Wetter wohnen sie auf den Galeeren, «schlechtlich, aber gemeinlich gleich bekleidet», «auf dem kopf unndt an bärten mechtig beschoren, daß destoweniger unraht bey ihnen wachst». Die Nahrung: ein «biscuit, ist ein dünn, hart, zweymohl gebacken brot, gemeinlich schimlig von unsauberer frucht, . . . welches sie in wasser weichen, damit sie es beißen kennen». Wenn sie in einem Hafen still liegen, müssen sie die Gassen und Plätze und besonders den Hafen säubern, «weil man allerley unraht in das port wirft, auch die canal oder tolen der gantzen statt». In der freien Zeit dürfen sie irgend etwas tun; «einer strickt, der ander neyet, der dritt schnetzlet, der

viert kochet, der fünft wescht» etc., «hatt ein yeder waß zeschaffen». Er kann damit etwas verdienen für «kleider oder waß ihme gefelt . . ., auch so er genug hatt verdienet . . ., daß er sich ledig kaufen kan, stehet es ihme auch frey». Die Moral aber ist schlecht: «sie werden bey einanderen so arg, daß ihnen kein büberey zu groß ist». Auf der Ruderbank müssen sie, nackt bis zum Gürtel, «gar empsig dem zeichen» des Vorgesetzten «nach kommen», tun sie es nicht, «schlecht man sie gar kläglich mitt lideren beütschen . . . über die köpf unndt rucken, daß das blut heraußsprizet, unndt auch bißweilen in großer not, anderen ein schrecken einzujagen, hauwet man ettwan einem ein glidt vom leib hinweg, . . . unndt kein barmhertzikeit bey ihnen ist». Und Platter schließt: «Wann man sehen will, waß die menschliche natur erleyden kan, so gebe man woll acht auf diß gesindtin.»

Nicht nur die Opfer der hohen Politik, sondern auch die Feiern zu Ehren der Befreiung Marseilles durch Libertat erinnerten Platter an das große Ereignis. Er kam eben recht zur gewaltigen Prozession, die in Erinnerung an das Ende der 'Tyranis Casaux' «mitt großem gepräng», mit «pfaffen mitt kreütz unndt stangen unndt fahnen», mit den heiligsten Reliquien, z. B. dem Kopf des hl. Lazarus, aus der Kathedrale durch die ganze Stadt zog. Der Bischof von Marseille, der ganze Klerus, die vornehmen Beamten und Bürger, die Zünfte und die unabsehbaren Scharen der Geißler in weißen, schwarzen, grauen und blauen Hemden – «weiß gewiß, daß über 4.000 also in hembderen dahär zogen» –, die alle bildeten den langen Zug. Am Abend ging Platter zum Palast des Herzogs. Wie so oft, stunden da Eidgenossen als «leibsguardy», «die als sie mich hörten teütsch reden, lussen sie mich baldt hinein». So sah er im großen Saal «den hertzog von Guyse neben seiner allerliebsten . . . sitzen . . .; wardt ein dantz in demselbigen saal dem statthalter, daß er den Cassau vor einem jahr erstochen, zu ehren gehalten». Es wurde «liebliche music da gespilet», es gab in «silber vergülten schalen schöne confect unndt verzuckerte mandlen, haselnuß, zimmet unndt anders»; in anderen Häusern huldigte man neben dem Tanz dem Kartenspiel, wobei sich besonders des Bürgermeisters Frau hervortat, «die woll bey fünfhundert sonnen kronen vor ihren hat», «mitt eytel mannen» spielte und «gar gäch im bieten» war. Aber man sagte Platter, «sie vermöge es auch, es seye ihr gutt». Und damit ertrank die Weltgeschichte in den Lustbarkeiten fastnächtlicher Maskeraden.

Das dritte große Ereignis – wieder ein Jahr später – tut Platter mit einem trockenen Satz ab: «Den 27. junij [1598] hatt man zu Montpelier den friden, so der könig in Frankreich mitt dem könig

auß Spanien gemacht, publiciert unndt mitt statt trommeteren außblasen unndt nachmahlen durch den stattschreiber, alles zu pferdt, abläsen lassen.» Es war der Friede von Vervins, der bereits am 2. Mai 1598 unterzeichnet worden war. Der Frieden bedeutete eben für das Languedoc keine Änderung im alltäglichen Leben. Doch war nun der Verkehr mit Spanien wieder offen, und davon profitierte Platter, als er nach Barcelona reiste, und auf dem Montserrat konnte er feststellen, daß auch andere davon profitierten: da «sahen wier überauß viel Frantzosen daselbst anlangen, weil kurtz zevor der paß, nach dem friden, auß Frankreich in Spangien widerumb aufgethan ward».

Wenn Platter in Montpellier wenig von den geschichtlichen Ereignissen zu berichten weiß, so ist er doch immer wieder auf die Spuren des jahrzehntelangen französischen Bürgerkrieges gestoßen und hat dies jedesmal als gewissenhafter Beobachter treulich festgestellt. Schon auf der Herreise, kurz nach Genf, im kriegszerstörten Savoyer Gebiet, wird es ihm eindrücklich, «weil wegen armut deß volcks unndt zerstörung des landts . . . schier nichts dann brot unndt wein da zubekommen». Und rhoneabwärts und später auf seinen Fahrten im Languedoc und in der Provence fügt er den Ortsnamen hie und da bei: «ist zerstöret», «ein zerstöret stettlin», «ist ein kleines stettlin, welches gar jämmerlich von dem hertzog von Espernon . . . ist zerstöret worden: es stundt so kläglich, daß es zu erbarmen gewesen, unndt ist das volck mehrtheils von dannen gewichen», oder: «ist in den letzten kriegem mechtig verherget und zerstöret worden . . . unndt übel bewohnet . . ., dann mehrtheils nur arme leüt oder soldaten in der statt sinndt; die anderen sinndt alle gewichen».

Und Montpellier selber «ist heütigs tags viel anderst, dann sie vor fünfzig jahren gewesen. Dann dozumahln wahren in der statt die kirchen noch aufrecht», und vor der Stadt «wahren die klöster mit schönen gärten bezieret, auch viel stattliche, volkreiche vorstädt. Yetz ist nitt mehr ein stein von einigem kloster vorhanden, der noch aufrecht stehe; in der statt sindt die kirchen unndt thürn alle zeboden gerissen unndt zerschleift, . . . ist allein noch ein chor, da die papisten ihre meß halten, unndt da die reformierten predigen, ist vorzeiten ein gefencknuß gewesen . . . In summa es ist nichts, daß den geistlichen gehört hatt, schier aufrecht gebliben, unangesehen daß noch ein bischoff da wohnet». Diese Zerstörung war die Antwort der Hugenotten auf die Verfolgungen und auf das Blutbad von Vassy gewesen.

Auch von Nîmes berichtet Platter dasselbe: Papisten und Reformierte hatten sich neue Bethäuser bauen müssen, «dann die alten

kirchen von den reformierten alle zerstöret». So auch in Uzès: «ist allein noch ein klein kirchlin daselbsten . . . überbliben, darinnen die papisten, deren gar wenig sindt, ihre übungen halten. Die reformierten haben ein kirchen von neüwem erbauwen, ist ein großer, weiter saal in form wie die zu Montpelier».

Als Platter in den Norden kam, nach Amiens und in die Niederlande, da zeigen seine Schilderungen, daß er dem kriegerischen Geschehen näher gerückt war. Amiens, «eine der vestisten stetten in gantz Franckreich», war zwei Jahre vor Platters Reise zuerst von den Spaniern überrumpelt, ein paar Monate später von Heinrich IV. zurückerobert und mit einer Zitadelle ausgestattet worden. Platter sah noch die Laufgräben des königlichen Lagers vor der Stadt und besah sich genau die neue Festung. Er bewunderte auch die herrliche Kathedrale, ihre statuenverzierten Pfeiler und ihren schwarz-weißen Fußboden, dessen Zeichnung in der Mitte einem Irrgarten gleichsah, «da die buben sich herumb iagen». Er sah auch im Chor das neue Grabmal des spanischen Eroberers Porto Carrero, dessen Epitaph, Harnisch und Gewehr zu erhalten, die Franzosen den abziehenden Spaniern vertraglich zugesichert, aber nicht gehalten hatten, «dann ich gesehen, wie die grabgeschrift ist zerschmetteret, undt sein bildnus, auch wafen sindt auß der kirchen gethan worden; ist allein . . . sein leib dorin verbliben». Es soll in diesem Amiens, sagt Platter, vor dem Krieg «gar ein stattlich thun gewesen sein mitt den burgeren unndt kaufleüten; yetz sindt sie gar geplünderet unndt außgesogen, wie man dann heiter gespüret, daß sie allzumahl traurig unndt die statt mitt wenig volck besetzt ist, dann ein großer theil der einwohner an der pest gestorben wahren, unndt viel wegen der plünderung, beschwerden, auflagen unndt weiber schendung außgerissen sinndt unndt sich an andere ort begeben haben. . . ».

In Antwerpen [Antorf] waren die Zeichen des Kriegs noch deutlicher und noch bemühender. Antwerpen, das viel bewunderte, war einst «nicht allein der Niderlanden, sondern auch der gantzen christenheit fürnembste kaufmanstatt» gewesen, und Platter schreibt aus Lodovico Guicciardini ab, daß man in Antwerpen «in einem monat mehr da gehandelt, . . . als heütigs tags zwey jahr in Venedig trafficiert wirdt». Das war aber noch «vor der zeitt, als man noch von dem meer sicher dahin fahren konte». «Yetz under aber, weil der feindt vor den thüren unndt ihnen der paß auf der Scalden gegen dem meer verleget, ist ihr handlung in ein sehr großen abgang gerahten, kennen nur in Frankreich zu landt unndt an ihre benachbarten örter werben». Der Feind, das waren die Holländer, die Vlissingen an der Scheldemündung besetzt hielten. Sie kamen

raubend bis vor die Mauern der Stadt und tränkten ihre Pferde «zum tratz» «in einem bechlin hart neben deß keysers porten». Besonders eindrücklich wurde Platter der Verfall beim Besuch «in der Teütschen kaufleüte hauß . . . , daß man der Österlingen huys oder der Teütschen hauß nennet . . . , unndt ist ob der thüren . . . mitt güldinen buchstaben angeschriben: DOMUS HANSAE TEUTONICAE, . . . unndt stehet darunder geschriben: SACRI ROMANI IMPERII». Der Palast war 1564 gebaut worden, großräumig, zwischen zwei Kanälen, mit drei Stockwerken um einen schönen, weiten Hof, mit 160 Gemächern, alle mit einem besonderen Zeichen versehen. «An allen thüren außwendig deß haußes ist ein dopleter römischer adler, halb schwartz unndt halb gelb angemahlet». Und ein mächtiger Turm gehörte dazu mit einem Adler als Wetterfahne. «Unndt wohnet damahlen nur ein einiger kaufmann mitt seinem haußgesindt in diesem kaufhauß». Platter sah auch das Haus der englischen Kaufleute, La Cour de Liere. «Darinnen wohnete damahlen ein Italiener. . . , ist auch in abgang gerahten». Wohl war der Platz vor der Börse noch «zimblich voll», und Platter weiß Interessantes vom Betrieb zu erzählen; «aber da es [Antwerpen] in seinem thun gewesen, haben sie nicht platz genug im pallast gehept, haben auch die nechsten gassen darneben eingenommen».

Der Niedergang von Brügge war noch trauriger; er war auch hoffnungslos wegen der Versandung der Kanäle. Die Reise von Gent nach Brügge war nur mit militärischer Bedeckung möglich, «wie dann alle dörfer derselbigen gegne gantz von den Staden [Generalstaaten = Holländer] zerstöret wahren». Die frühere Blütezeit Brügges war noch abzulesen: «wie man dann noch auß den Österlingen hauß, der englischen, florentineren, italieneren unndt anderen außländischen kaufheüseren woll kan abnehmen, daß es vor zeiten muß ein fürtreffenliche gewerbsstatt gewesen sein». Auch hier waren auf dem Haus der Hansa «gelbe unndt schwartze adler wie zu Antorff allenthalben angemahlet». Aber mit dem Betrieb stand es böse: «Es wohnet damahlen ein edle wittfrauw sampt ihren zwen söhnen ohne einigen kaufmann darinnen. Dann wegen mangel deß wassers undt der fur haben die nachkömbling an reichumb abgenommen, unndt haben die kaufleüt, so von der hanzung, dise statt verlassen.» Noch konnte Platter die Gassen sehen und die schönen Höfe, «von großen quaderstucken aufgebauten, auch mitt schönen schnecken unndt lustigen altonen bezieret; wahren aber sehr viel solcher höfen allerdings beschlossen unndt die einwohner in andere stett, wegen großer auflagen deß kriegskosten halben, gezogen, daß in viel gemeinen gassen lang graß wahre

gewagsen, unndt wahre die statt zimlich schwach an volck gegen dem vergangenem wesen zerechnen».

Ähnliches erlebte Platter in Cambrai [Kamerick], das damals noch spanisch war. «Vor Jahren», erfuhr er, «ist ein mechtiger, großer gewerb da gewesen, sonderlich mitt dem kammerthuch oder leinwott, welches sie so schön unndt rein gewoben haben, daß, als der könig auß Franckreich da einritte, man ihme 60 ellen desselbigen verehret, die man alle durch ein finger ring ziehen konte, wie dann noch der reinste leinwott von dieser statt här kammer thuch genennet wirdt, ob man schon wegen der langwirigen kriegem wenig mehr da zekaufen findet.»

Wenn hier die Wirkungen des Krieges erlebt wurden, so fragt man sich, wie Platter sich mit einem der wesentlichsten Kriegsgründe auseinandergesetzt hat, nämlich mit dem Problem der

### *Konfessionen und kirchlichen Verhältnisse.*

Auch dazu einige Stellen. Religiöse Leidenschaft wird man allerdings nicht finden. Aber die konfessionelle Gereiztheit der Zeit wird immer wieder sichtbar. Platter erkundigte sich überall, wo er durchkam, geflissentlich nach der Konfession der Einwohner. Sehr oft hätte man gerne mehr vernommen, etwa da, wo er erzählt, wie er in Löwen «den weitberümpften unndt hoch gelehrten mann Justum Lipsium in seinem eigenen hauß selber angesprochen» hat. Lipsius war damals 53 Jahre alt; er war ein Schüler des Jesuitenkollegs von Köln und der Universität Löwen gewesen, war Sekretär des Kardinals Granvella, dann Professor an der lutherischen Universität Jena, war in Rom, Wien, Köln und immer wieder in Löwen gewesen, dann vor Don Juan an die reformierte Universität Leyden geflohen, aber nach weiteren Fahrten zum Katholizismus zurückgekehrt, und nun lehrte er wieder in Löwen. Er war ein später Vertreter des christlichen Humanismus des Erasmus. «Über seine haußthüren», erzählt Platter, «wahre mitt großen buchstaben angeschriben: Moribus antiquis». Meister und Schüler unterhielten sich da über die Städte, die beide gesehen hatten, über die Pest, die gerade in Löwen grassierte, so daß keine Professoren lasen und die Studenten weggegangen waren. «Es redet auch gemelter Lipsius viel mit mir von wegen der religion.» Man gäbe etwas darum, wenn Platter auch den Inhalt des Gesprächs verraten hätte.

Dafür berichtet er interessante Einzelheiten über die kirchlichen Verhältnisse in Montpellier. Montpellier war damals ein hugenot-



tischer Sicherheitsplatz, mehrheitlich protestantisch, doch mit einer großen katholischen Minderheit, «da vast der halbe theil papistisch ist, sonderlich vom gemeinen mann unndt landt volck, daß auch nach Montpelier zur kirchen kompt. Sonst haben die reformierten das regiment geführt unndt die wacht starck unndt vleißig versehen. . . Unndt sindt alle burgermeister unndt rhät der religion gewesen, wie ich da wohnet. . .». Über die theologische Fakultät kann Platter nichts Rühmliches berichten; sie existierte zu seiner Zeit kaum; er spricht nur von Übungen, welche die Theologen «underweilen» hätten. Die eigentliche protestantisch-theologische Fakultät – Académie sagte man damals – begann erst 1598 dank der Unterstützung durch die Nationalsynode der hugenottischen Kirchen Frankreichs zu florieren. Platter war zu jener Zeit bereits in Uzès. Er kann dagegen mehr vom kirchlichen Leben erzählen: «Man haltet sonst gar strenge kirchenordnung: wann einer nur einmahl in die meß gehet, muß er sich ofentlich vor der gantzen gemein, als wann er sein lebtage papistisch wehre gewesen, bekennen unndt mitt ihren widerumb versienen; auch denen man wegen grober sünden daß heilig abendtmahl undersaget, die mießen gleichfahls, wann man dasselbig halten will, vor der gantzen gemein sich stellen unndt sich versünen, sonst gibt man ihnen daß abendtmahl nicht.» Das Abendmahl wird nur viermal im Jahr ausgeteilt, an Weihnacht, Ostern, Pfingsten und im September, und «gibt man gar gute achtung, daß es denen nitt werde, die excommuniciert sinndt. Deßwegen ein yede person, so zu deß herren tisch gehn will, selbs bey seinem pfarrherren ein zeichen (welches ein buchstab von bley ist, dann sie daß gantz ABC einander nach außgeben, darnach widerumb anfangen), abholen muß, . . . unndt eben dasselbig zeichen, wann er zu deß herren tisch gehn will, einem von den eltesten, servillan genennet, in ein schüsslen legen muß, sonst gebe man einem daß nachtmahl nicht». Diese Zeichen sind die Blei- oder Zinnmünzen, méraux oder mareaux genannt, die in den französischen Hugenottenkirchen zwei Jahrhunderte lang in Gebrauch waren. Sie wurden oft von den Ältesten selber geschlagen oder gegossen und trugen je nach Kirche ein eigen Bild: den guten Hirten, die offene Bibel, einen Kelch. Diese Erkennungszeichen dienten auch zur Zählung der Kirchgänger, wie Platter berichtet: «dann man auß den zeichen abgenommen, daß auf einmahl von 4 biß in die 6 tausendt personen zu Montpelier communiert haben; es ist ein solche menge volcks beysamen, daß es mitten im winter so heiß in der kirchen wirdt, als wann sie gewermbt wehre». Bei einem derartigen Zustrom mußte der Gottesdienst an Abendmahlstagen zeitig beginnen, und man mußte die Gläubigen

in Schichten gliedern: «damit man kenne an einem morgen es verichten, so fangt man zwo oder drey stundt vor tag an predigen; nach vollendeter predig communiciert man. . . ; wann die mannen alle zu dem tisch gangen unndt die weiber hernach auch, so dancket der pfarherr gott, singt man, unndt gehet dieselbige gemein auß der kirchen. . . , unndt gehend gleich andere hinein, die vor der thüren deß endts gewartet. . . ; unndt wehret oft biß umb 11 oder 12 uhren».

Von Nîmes hören wir dasselbe: «es communicieren oft auf einmahl bey 10.000 personen. . . , sie mießen auch bleyene zeichen haben wie zu Montpelier, darauf der statt wapen». Auch Uzès brauchte «ein bleyin vierecket zeichen, darauf das wort Uses getruckt». In Uzès wohnte Platter einem sogenannten Colloquium bei. Die Gemeinden eines größeren kirchlichen Bezirks bildeten ein Colloquium. So umfaßte dasjenige von Montpellier 17 Gemeinden. Ein weiteres hatte Nîmes zum Zentrum. Zu Uzès versammelten sich elf Pfarrherren. Es begann mit einer Predigt. Darauf wartete alles gespannt auf den Text der anschließenden Disputation. Einer schlug Römer 1, 6 auf, verlas den Text und hielt «ein zimblich weitleüfige außlegung darüber». Hierauf begann ein anderer «wider den text . . . zu disputieren unndt ihme selbs auf seine eigene argument zeantworten. . . Unndt also hatt einer nach dem anderen in frantzösischer sprach überlaut disputiert. . . ; hatt nitt viel über ein stundt gewehrt». Über die verschiedenen Interpretationen vernehmen wir leider nichts.

Das Nebeneinander beider Konfessionen konnte sich in jener Zeit nicht ohne Reibung abwickeln. Mißtrauen, Haß und Intoleranz führten zu gehässigen Maßnahmen, wie die Handhabung der Stadtwache zu Montpellier erweist. «Die wacht in der statt», sagt Platter, «wirdt gar streng gehalten, nur von den reformierten; dann den papisten hatt man domahlen . . . kein wacht vertrauwet. Ich hab auch gesehen, daß am wienacht abendt, wann die papisten in die mittnachtmeß sindt gangen, die wacht ist gesterket worden, unndt für allen thüren ihrer kirchen mitt brennenden luntzen viel soldaten auf beyden seiten sindt gestanden, dardurch die papisten haben gehen mießen. . . In summa sie haben einander nitt gar woll getrauwet, unndt ob gleich woll die papisten oft viel von dem könig gebott außgebracht hatten, man solte sie auch lassen die statt verwahren unndt zum regiment kommen, haben doch die stoltzen Montpelierer, die der könig selber seine kleine könig von Montpellier nennet, nichts darumb geben, weil sie gar weit vom könig sindt gesessen.»

Der Protestant Thomas Platter konnte sich im mehrheitlich oder

ganz katholischen Frankreich recht frei bewegen. In andern Ländern war einige Vorsicht am Platze. Als er mit einem Polen und einem Heidelberger zum erstenmal nach Avignon in päpstliches Territorium kam, da machten alle drei falsche Angaben. Platter nannte sich nach seiner Mutter Thomas Grossmann von Büren; «dann solte man gewißt haben, daß ich von Basell, hette ich mießen ein bürgen in der statt haben, sonst were ich nitt hinein kommen».

In Spanien war es eine heikle Sache, Protestant zu sein. Von dem Schrecken in Barcelona ist schon die Rede gewesen. Einen ähnlichen Schrecken hatten die Freunde auf dem Montserrat auszustehen, als sie bei der Besichtigung der im Bau befindlichen Kirche «albereit zu beyden seiten ettliche beschlossene capellen, darinnen man beycht verhöret», fanden. Über der einen Tür lasen sie die Worte: «A qui confiessen los Franceses, daß ist: allhie beichten die Frantzosen, welches uns den angster in busin geyagt hatt.» Sie liefen schleunigst davon, um nicht als Protestanten erkannt zu werden, verehrten dem Apotheker noch schnell etwas für «ein par weiße, wagsene kertzen» . . . «machten nicht viel gepräng, eyleten dapfer widerumb hinweg, . . . stecketen yeglicher eine der weißen kertzen, mitt der bildnuß der jungfrau Maria von Monserrate darauf getruckt unndt übergüldet, wie ein Jacobs bruder auf den hut. . . Wier eyleten immer starck fort den berg hinunder, förchtend, man werde uns widerumb zuruck zur beicht fordern». Es geschah ihnen nichts. Platter hat sich in Spanien offenbar Mühe gegeben, bei allen Wunder- und Heiligengeschichten eine gläubige Miene aufzusetzen. Bei einer besonders unmöglichen Legende sagt er: «daß weiß ich woll, so einer yetz gemelte historien nicht wahrhaftig glauben wurde, man ihn alsbaldt in daß inquisition hauß gefencklich einziehen unndt vielleicht auch verbrennen wurde».

In Frankreich dagegen konnte es sich Platter leisten, auf die Frage einer Edeldame, ob er denn «nitt alle wunderwerck glaube», zu antworten: «was ich sehe, daß glaub ich, aber solche sachen seyen mir zu kraus; darauß sie woll konte abnemmen, waß religion ich seye».

Als begieriger Beobachter, der nichts verpassen wollte, hat er überall in allen Kirchen sich die Reliquien und Heiligengeschichten gemerkt, hat die großen Prozessionen genau beschrieben, ging mit Junker Hans Escher in Nîmes sogar in die Mitternachtsmesse der Papisten und war sehr beeindruckt: «haben ein stattliche music unndt allerley wienacht gesenge gehöret».

Seiner Gründlichkeit haben wir einen anschaulichen Bericht über

die Stellung der Jesuiten in Frankreich zu danken. Der Orden war damals im Königreich verboten infolge des Attentates vom 27. Dezember 1594. Der Attentäter, Jean Châtel, der sein Messer dem König in den Kiefer gestoßen und ihm einen Zahn ausgebrochen hatte, war ein Schüler des Pariser Jesuitenkollegs gewesen und hatte bekannt, aus jesuitischen Schriften die Verdienstlichkeit des Königsmordes aufgenommen zu haben. Universität und Parlament von Paris stellten sich hinter den König. Sämtliche Jesuiten wurden durch Parlamentsbeschluß ausgewiesen, ihre Güter konfisziert; allen Franzosenkindern wurde strikte verboten, auswärts – etwa in Löwen, Douai oder Dôle – Jesuitenschulen zu besuchen. Einen Monat nach einem zweiten verschärften Parlamentserlaß sah Platter auf seiner Reise nach Montpellier das Jesuitenkolleg in Tournon, das der berühmte Katholikenführer Kardinal François de Tournon 1560 gegründet hatte. Platter stellte fest: «Es sindt ohngefähr 8 classes darinn, grammaticae, logicae, rhetoricae. . . , da man alle solche künst unndt andere mehr lehrnet. . . , unndt sindt gemeinlich bey 600, ja auch biß in die ein tausendt schüler da.» Die Schule «ist verrümpt in gantz Franckreich. In ihrer bibliothec oder liberey hab viel schöne bücher gesehen, die antorfische bibel, deß Calvini bücher, auch die frantzösche bibel, zu Genff getruket, doch daß forder blatt außgerissen. Unndt als doctor Collado wolte deß Calvini buch aufthun, sagt ein jesuiter, er solte es bey leib nitt thun, dann es ein verdammet buch wehre, daß ich nochmahlen besichtigt. . . Nach dem sahen wier alle ihre kammeren, kuche unndt übrige zimmer; sie sagten, es wehren allezeit bey 30 zu tisch, ohne die kostgenger». Und Platter schließt: «Auß disem collegio sindt die jesuiter nitt gewichen, ob man sie schon sonst vast auß allen orten deß königreichs Frankreich banniert unndt vertriben hatte.»

Genau die gleiche Situation fand Platter vier Jahre später in Agen. Das Jesuitenverbot des Pariser Parlaments wurde nur im eigenen Jurisdiktionsgebiet befolgt. Die Parlamente von Dijon und Rouen schlossen sich an, aber die Parlamente von Bordeaux und Toulouse nahmen davon keine Notiz. Ja, als das Pariser Parlament im August 1598 den renitenten Jesuitenbeschützer, den Grafen von Tournon, seiner Güter und Ämter verlustig erklärte, holte das Parlament von Toulouse zum Gegenschlag aus und bedrohte alle, die Priester und Schüler am Besuch des Collège von Tournon hindern wollten, mit einer Buße von 10.000 écus d'or. So verblieb den Jesuiten ein ziemlich großer Teil von Frankreich als Refugium. Der König war machtlos, oder wollte machtlos sein; von 1603 an stand den Jesuiten Frankreich wieder offen.

Über

*Universitäten und Studentenleben*

erfahren wir allerhand Interessantes aus Platters Tagebuch. Die Universität Montpellier, und mit ihr die medizinische Fakultät, hatte in den Religionskriegen schwer gelitten; sie war sogar zeitweise geschlossen gewesen. Die Universitätskirche Saint-Firmin war wie alle andern zerstört; die Bibliothek, die Rabelais noch hatte sammeln helfen, war zerstreut und nicht ersetzt. Die Renaissance der griechischen Wissenschaft, die Rabelais begonnen, war ins Stocken geraten. Nach Jouberts Tod wollte keiner von Montpellier als Kanzler nachfolgen; man mußte einen von auswärts holen. In den 90er Jahren aber begann die Reorganisation durch Heinrich IV. Er schuf neben den vier ordentlichen Professuren oder Régences noch zwei königliche Lehrstühle, den einen für Anatomie und Botanik, den andern für Chirurgie und Pharmazie. Dem Anatomen und Botaniker Richer de Belleval wurde ein «dissecteur oder anatomiste royal» zugeordnet, und Richer erhielt noch den Auftrag, einen botanischen Garten aufzubauen, in dem nicht nur Medizinalpflanzen, sondern alle Arten einheimischer und fremder Gewächse gepflegt werden sollten. Es war der erste botanische Garten Frankreichs. Ein weiterer Ruhm der Fakultät war die strenge Ordnung und Ausbildung der Chirurgen und Apotheker, für die eben die 6. Régence geschaffen worden.

In diesen Aufschwung hinein fallen Platters Studienjahre. Noch wurden Hippokrates und Galen als letzte Autoritäten gelesen; daneben aber wurde mit Hingabe botanisiert, sezirt und praktiziert. «Gemeinlich», sagt Platter, waren «über die hundert frembde studenten in der artzney daselbsten», zunächst wegen der berühmten Professoren, «als auch daß man mitt den doctoren darff zu allen kranken in ihre heüser gehen, sehen unndt hören, waß ihnen manglet, auch waß man ihnen fürscreibet unndt wie ein yedes würket, welches den doctoren ein große ehr ist, wann sie viel studenten mitt sich über die gassen führen». Naturbeobachtung, namentlich im Gebiet der Botanik, war seit Jahrzehnten an der Tagesordnung. Alle großen Botaniker wie Lobelius, Conrad Gesner, die Bauhin, Rauwolf, Clusius waren in Montpellier gewesen und hatten Kräuter gesammelt und Herbarien angelegt. In ihren Fußstapfen ging Platter, wenn er «kreütlen» ging, auf dem Mons Setius «mechtig viel rosmarin, thymion, spicken [Lavendel], arbutum . . . unndt sonst viel schöne seltzame languedockische gewegs», oder wenn er am Gestade «seltzame meerfisch unndt meergewegs» und bei den Fischern Langusten und auch einen Meerengel fand. Er scheute

keine Strapazen, kein miserables Nachtlager, kein miserables Essen und keine miserablen Wege. Mit einem Basler zusammen, dem Mitarbeiter und künftigen Schwiegersohn des Jean Bauhin, machte er die große klassische Expedition in die Cevennen, auf den höchsten Gipfel, den Aigoual mit dem Hortus Dei. «Viel alte leüt widerrahteten uns den weg, zeigten an, wie er so hoch unndt gefährlich wehre. . . . Aber man konte uns von unserem fürnemmen nicht abwendig machen.» Und so stiegen sie denn auf «im nammen gottes», und am zweiten Tag erreichten sie das Ziel; «da wahre zu aller obrist auf dem gipfel ein mechtig lange unndt breite wisen mitt vielen lieblichen unndt wollriechenden kreüteren unndt blumen, auch einem grünen wasen überzogen; ist ohngefahr so groß als Klein Basell, welchen platz man Hortum Dei, Gottes garten eigentlich nennet». «Auf demselbigen platz kan man daß gantze umbligende landt übersehen, welches nichts anders dann lauter berg unndt thal sinndt, so weit daß menschlich gesicht reichen kan. . . . Wier konten uns nit ersettigen mitt dem schönen aussehen, dann es gar ein heller tag wahre. . . . Nach dem wier den platz woll erkundiget unndt die kreüter deß orts gesamlet haben, sinndt wier allgemach widerumb gegen unserem nachtleger zu gangen.»

Auch der Mont Ventoux wurde bestiegen, und große Freude war über den Fund des fremden Krautes *Lunaria botrytis*, «monkraut genennet, von welchem die hufeysen von den pferden fallen sollen, wann sie darüber gehendt. . . , hatt auch sonst viel verborgene tugenden».

Dieses «kreütlen» war eine Leidenschaft. Sie wuchs sich, dem Hang der Zeit entsprechend, zur Sammelwut aus. Nicht nur Pflanzen, sondern alles, was sich überhaupt nur sammeln läßt, wurde zusammengetragen: Versteinerungen, Terra Lemnia von Blois, Nadeln aus Barcelona, ein «hefelin voll scorpion lebendig erkaufte . . . ist nur einer lebendig zu Basell ankommen», ein Stück Holz vom Schiff des Franz Drake, auf dem er die Welt umsegelt hatte und das bei Greenwich nun verfaulte, und hundert andere Dinge. So kam es, daß er ganze Berge zu verfrachten hatte, bevor er Montpellier verließ, um nach Uzès zu gehen. Da schickte er «alle meine kreüter, fisch, muschlen, meergewegs, frucht, in summa was ich in Languedock gesamlet hatt, in zwey pakett bey 4 centner schwer eingepaket unndt auf einem maulthier nach Leon, von dannen auf Basell zu». Ebenso viel hatte er auftragsgemäß für den «durchleüchtigen etc. hertzog zu Wirtemberg . . . nach Mümpelgard . . . verschicket».

Mit derselben Wißbegierde suchte er in alle möglichen Naturalienkabinette Einblick zu erhalten. Es gab Berühmtheiten wie das Kabinett seines Bruders Felix, z. B. das Kabinett des Laurent Jou-

bert, des ehemaligen Kanzlers der Universität. Es sei allerdings, sagt Platter, «in abgang gerahten», da «fürnemme herren . . . daselbig besehen unndt, waß ihnen gefallen, darauß genommen» hätten. Aber das, was noch vorhanden war, reichte für ein langes Inventar, das Platter aufnahm. Da sah er die Entenmuschel, «darauß die baumgäns schliefen», auch «ein klein vierfüßig thierlin . . ., welches allein deß lufts gelebet, Chamaeleon genennet», einen Papyrus von einer Mumie, Edelsteine, «balenen ripp» und anderes mehr. In London suchte er den englischen Weltfahrer William Cope und sein Kabinett auf und ließ sich da die seltsamsten Sachen zeigen; er zählt 50 Raritäten auf. Mit größtem Fleiß durchwanderte er die Schlösser Englands mit ihren Sehenswürdigkeiten, und besondere Aufmerksamkeit erregte jeweils das Horn des Einhorns, so in Hampton Court: «zeiget man uns ein gantz runde stangen . . ., sibem meiner spangen lang, wahre den krancken zu gutem abgefeilet», während das Horn von Windsor «20 pfundt schwer unndt ein spannen höher dann ich wahre».

Aus vielen Beispielen ist zu sehen, wie wenig vertraut die Naturwissenschaft des 16. Jahrhunderts noch mit der Tierwelt war. Die Erkenntnisse in der Botanik gingen denen in der Zoologie weit voraus. Tiere, die heute jedem Primarschüler bekannt sind, erweckten damals noch das größte Erstaunen: nicht nur die Zibetkatze, die Platter auf der Messe zu Beaucaire sah, aus deren Drüse «man teglich mitt einem kleinen löfelin» den Zibet oder Bisam herausnahm, «gab ein starken geruch von sich, konte alle tag ein großen nutz darmitt schaffen». Nicht nur diese Katze war ein Ereignis, sondern auch zu Marseille «ein lebendiger straußvogel, dem ich mochte auf den kopf reichen, hatt füeß oben in der dicke wie ein kalbsschlegel. . . Wier gaben ihme ettliche roßnegel zuessen, er schluket sie ohne arbeit alle hinunder. Der gartner bezeüget es hoch, ohnangesehen daß er viel negel unndt schlüssel esse, habe er doch niemahlen keinen sehen von ihme gehen, also daß er sie verdeüwen miße.» Im selben Marseille war auch ein Leopard an einer Kette zu sehen, «wahre ettwas größer dann ein kalb, gestaltet wie ein katz, aber sprickelecht, greülich, scheützlich anzusehen, hatt in wenig wochen bey sibem menschen . . . zu todt gebissen».

Das Zentrum der Naturstudien, der Botanik, wurde der Jardin Royal, der botanische Garten des Richer de Belleval vor den Mauern der Stadt Montpellier. Richer widmete sich ihm mit großer Hingabe. Platter gibt eine gute Schilderung der Anlage, und er wußte, daß Richer viel von seinem eigenen Vermögen hineinsteckte. «Wann ihme der könig nicht ein große verehrung unndt abtrag alles umbkostens thutt, so ist er verdorben.» Richer muß

die jungen Leute begeistert haben. Rührend ist, wie Platter ihm von seiner Spanienreise ein paar Blätter des indischen Feigenkaktus brachte. Er fand das Gewächs auf einer Gartenmauer; es war damals wohl noch eine Seltenheit, und er mußte die Blätter stehlen. Also stand er mitsamt seinem Freund in aller Frühe, «vor tag», auf, «damitt mann uns nicht verkundtschafte der feigenbletteren halben, die wier in einer schindelladen trugen, dem dr. Richier von Montpelier zeverehren».

Zu diesem neuen Kurs der medizinischen Wissenschaft gehörte auch die Anatomie, im Wintersemester. Ein eigenes Theatrum anatomicum war da, «mitt steinenen stafflen erbauwen, damitt meniglich die anatomey wol sehen kenne». Anatomiert wurden Übeltäter oder solche, die im Spital gestorben waren. Der Professor seziierte nicht selbst; das besorgte der dissecteur royal, wie Platter beschreibt: «Unndt nach dem der doctor, so presidiert, ein redt von dem, waß man zeigen will, gehalten, ist deß königs bestelter wundartzet . . . da gewesen, hatt eins nach dem anderen, wie er es zavor . . . zerschnitten, gewisen, auch underweilen seltzame zotten gerissen, wann frauwenzimmer (wie ich es gesehen hab), darbey gewesen, als man ein weibsbildt anatomiert; da wahren ihnen die masgen vor den angesichten hoch von nöten.» Allzuviel Sektionen kann Platter nicht mitgemacht haben; wir wissen aus den Akten, daß Richer über seinen Pflanzen die Anatomie vergaß und daß die Studenten sich deswegen beschwerten. Gelernt aber hat er es doch. Als er nach den 1 ½ Jahren Studium in Uzès praktizierte, da wurde er zu einem Todkranken gerufen, den er nicht mehr retten konnte. «Ich solte ihn öffnen, damit man sehe, worumb er also lang geserbet habe. . . , hab ihn in beysein seiner haußfrauen, die noch jung unndt nitt vest traurig wahre, seiner brüderen, freunden unndt des pfaffen geöffnet.» Er fand Blasensteine «wie ein hünerey, acht lot schwär. . . ; die lunken allerdings faul». Dann «neyet ich den leib widerumb zu unndt gung mitt dem pfaffen in sein losament».

Zwei Fälle erzählt Platter noch, bei denen es etwas dubios zuing: Nach einem Jahr Praxis in Uzès «hab ich den wundartzet unndt apotecker gesellen ein weibsperson, die im spital zu Uses gestorben wahre, welche sie mir heimlich in ein garten vor der stadt verschaffet, anatomiert unndt alle innerliche glider, meinem besten vermögen nach, gewisen». Und das andremal hat er, auch «in beysein der wundartzet unndt apotecker gesellen, ein lebendigen hundt anatomiert, haben deß hertzens unndt anderer glider natürliche bewegungen gesehen».

Nach einem Jahr Praxis bekam Platter vom Dekan der medizinischen Fakultät «den befelch . . . nemblich weil ich albereit . . . in



der artzney baccalaureus wahre worden, solte unndt möchte ich nun anheben, öffentlich im collegio das buch Galeni (De arte parva) von der kunst der artzney erklären unndt außlegen». Er reiste also nach Montpellier. «Den 5., 6. unndt 10. octobris hab ich öffentlich am morgen umb sechs uhren in dem collegio, wie mir bevohlen wahre, in beysein vieler der artzney licentiaten, baccalaurien unndt studenten, gelesen, wie sie mir dann alle in einem pergamentinen brieff dessen mitt ihrer selbs eigenen handen unterschreibung zeügnuß geben haben. Nach der lection sindt sie alle zeitt mitt mir in daß basteten hauß gangen, hab ihnen ein collation geben, damitt sie desto vleißiger wehren unndt mir zeügnus geben könnten.»

Dieses Zeugnisgeben der Studenten galt viel, nicht nur für die Kandidaten, sondern auch für die Professoren. Es gehörte zu den Studentenprivilegien, «daß man keinem professor sein dienstgelt, daß sich jährlich in die 200 frantzösische kronen erstreckt, in deß königs rechnung kammeren . . . erleget, er bringe dann ettliche studenten mitt sich sampt einen von der studenten raht . . ., welcher in der studenten nammen bezeüge, daß der professor vleißig unndt woll gelesen habe». Nicht schriftliches, aber ungeschriebenes Studentenprivileg war auch folgende Sitte: «Ferner müssen die professores aufhören lesen oder disputieren, wann es den studenten gefellig, dann so baldt sie deß endts begeren, heben sie an, mitt den federen, füßen unndt henden zu klopfen, auch so er nitt baldt nachlasset, führen sie ein solch geschrey, daß keiner sein eigen wort hören kan.» Ähnliches weiß Platter auch von den Studenten in Toulouse zu berichten, die sich besonders locker aufführten, so daß die häufigen Zusammenstöße zwischen Studenten und Stadtbehörden, die namentlich im Mittelalter bezeugt sind, mehr als verständlich sind. Dennoch müssen die Universitäten in hohem Ansehen gestanden haben. Platter erzählt von der Universität Paris, die 30–50 000 Studenten zählte, voller Bewunderung, insbesondere von der Artistenfakultät, die alle drei Monate ihren Rektor wählte: «Undt gehet diser rector, der universitet oberst haupt, allen großen unndt fürnemmbsten herren vor, wann der könig mitt seinem gepreng ordenlich in die statt kompt.» Und auch in Löwen genoß die Hohe Schule besondere Ehren: «wann der rector . . . außgehet, trittet der pedell vor ihme her . . . undt erzeigen die burgermeister undt andere rahtsherren mitt aufstehen unndt weichen dem rector stehts große ehr».

Platters Tagebuch gibt uns manch interessante Illustration des akademischen Betriebs, z. B. zu den Doktorpromotionen und ihren kostspieligen Gastereien. Er schildert auch die Ausbildung und

Prüfung der Chirurgen und Apotheker und die drastischen Maßnahmen gegen alle «landstreicher oder quacksalber» und «triaxkremer» zum Schutze des Chirurgen- und Apothekergewerbes: man führte die Charlatane «hinderfür» auf einem Esel durch die ganze Stadt.

Montpellier hatte zu Platters Zeit ein Spital errichtet und wollte darin auf Wunsch der deutschen Studenten einen Raum mit etlichen Betten für sie reservieren. Platter setzte auf Anregung eines der Konsuln eine Supplikation auf «an alle teütsche herren, was standts undt condition sie sein mögen», «dieß christenlich werck» nach Vermögen zu unterstützen, «damitt den armen, so von ihrer nation sindt. . . , nichts abgange». Die Sammlung hatte Erfolg. «Soll auch sitthar viel darmit aufgehept unndt die kammeren in das werck gerichtet worden sein.»

Von Interesse ist Platters Urteil über die verschiedenen Universitäten. Es spiegelt sich darin die communis opinio wider. Alle finden hohe Anerkennung: Toulouse mit seinen 10 000 Studenten der Theologie und der Jurisprudenz, die der juristischen Fakultät von Montpellier das Wasser abgegraben hatte; Angers; Poitiers, «darinnen man am fürderlichsten die keyserlichen unndt päbstlichen rechten . . . liset», wenn schon die Auditoria «der frantzösischen collegiorum gebrauch nach heßlich zugebutzet» sind; Orléans, wo «sich yederzeit . . . viel teütsche fürsten, graven, herren, edelleüt unndt studenten» aufhalten, einmal der Jurisprudenz wegen, dann des reinen Französisch wegen und zuletzt, «weil sie viel sonderbahre freyheiten haben», nämlich sie dürfen «allein zunacht rapier unndt dolchen tragen . . . unndt die gantze nacht in der statt umbhär spatzieren, unndt so man sie verletzet, appellieren sie stracks nach Paris für daß parlament». Auch Bourges mit seinen Juristen wird gerühmt, ganz zu schweigen von Paris, das alle schlägt; es geht, meint Platter wie viele seiner Zeit, auf Karl den Großen zurück, und es zählt «von fünfzig biß in die 62» Kollegien, worunter das berühmte der «Sorbonenseren, welche gar woll unndt subtil disputieren». Keine Gnade fand Orange; «ist nur gar ein schlechter saal, wie dann das übrig collegium auch gar liederlich erbauwen». Die Professoren wohnten überhaupt nicht in der Stadt. «Man liset schier niemahlen . . . daselbsten. . . Unndt so ettwer zu promovieren begeret, kommen sie nach Orenge unndt absolvieren einen gar baldt umb ein gering gelt.» Verständlich, daß die Universität Montpellier die Ausweise von Orange nicht anerkannte.

Daß Platter sich an allen Orten nach

*Stadtregiment, Verwaltung und militärischen Vorkehrungen*

erkundigt hat, wird bei einem Bürger einer selbständigen und wehrhaften Stadtrepublik nicht verwundern. So werden wir über die städtischen Behörden von Montpellier, Marseille, Toulouse, Nîmes, Uzès usw. unterrichtet. Er interessiert sich für die Wahl, den sozialen Stand, die Tracht der Konsuln, d. h. der Bürgermeister, für die Zusammensetzung der großen französischen Parlamente von Toulouse, Bordeaux, Paris, auch von Mecheln; er kennt den Preis der käuflichen Ämter. In Uzès wohnte er bei einem Steuerbeamten, einem «einnemmer», von dem er sich die ganze komplizierte Maschinerie der Steuerverteilung und -erhebung durch Ständerversammlungen, Diözesen und Ortsverwaltungen erklären ließ, so daß er einen Begriff vom französischen Steuersystem und auch von allen Unkosten der Versammlungen, Besoldungen der vielen Steuerbeamten, der Collecteurs, Receveurs und Contrôleurs und der Provinzialbeamten, der Gouverneure und ihrer Lieutenants, der Prévôts und der Besatzungstruppen erhielt. Das alles fand er «so ordenlich, daß es unmöglich komblicher anzustellen».

Mit ebenso großem Interesse beobachtete der junge Medizinstudent die militärischen Anlagen und Ausrüstungen der besuchten Städte. Er zählt die großen Kartaunen, die den Hafen von Marseille beschützen, und mißt sie: «Ettlich sindt 16 schu lang unndt treiben kugelen wie ein mans kopf», und es entgeht ihm nicht, daß einige davon, zwischen Windmühlen hinter Flechtwerk getarnt, «gegen dem meer gerüstet sindt». Große Bewunderung erweckten in ihm die Festungswerke von La Rochelle, dem protestantischen Bollwerk, das 1573 einer harten Belagerung durch den Herzog von Anjou, den späteren König Heinrich III., widerstanden hatte. Er sah auf seinem Gang – «hab alle vestungen unndt bollwerck besehen» – die verheerende Wirkung der damaligen Beschießung; von der geplanten Neubefestigung – «daß die gantze statt noch mitt 14 basteyen soll umgeben werden» – waren «nur zwo basteyen fertig» geworden; aber man arbeitete streng an der dritten, und die Vollendung versprach aus La Rochelle eine Festung zu machen, «wehre ihresgleichen in gantz Franckreich nicht». Mit ebensolchen Superlativen bedenkt Platter die Festung Antwerpen. «Diese statt Antorff ist eine der vestisten stetten in der gantzen christenheit wegen der starcken, zierlichen ringmauren, breiten wall, mitt gräben voll wasser, 10 hauptbollwercken, viel starcken porten unndt einem unüberwindtlichen schloß oder citta della versehen». Und er beschreibt genau das Mauerwerk, Form und Anlage der Bollwerke, die Richtung der Geschütze, die Stadttore,

Wälle und Gräben. Er wußte sich Eingang in die von Spaniern besetzte Zitadelle zu verschaffen und zählte da «bey 150 großer carthonen», «deren viel daß frantzösische wapen haben, die man auß Franckreich in Niderlandt gebracht hatt»; es waren Zeugen der verunglückten Expedition der Franzosen von 1582/83 gegen Farnese. Platter hielt auch fest, daß von den fünf großen Basteien zwei nicht gegen außen, sondern gegen die Stadt, die ehemals bilderstürmende, aufständische Stadt gerichtet waren. In England waren es die Kriegsschiffe von Rochester, die ihm imponierten mit ihren schweren Ankern, hohen Mastbäumen, Segeln und Strickleitern, auf welchen die Matrosen «gar geschwindt auf unndt ab wie die katzen klädereten»; «unndt vermeinet man, es seye kein potentat in der welt, der bessere unndt vestere kriegsschiff dann die königin in Engellandt habe».

Platter hatte aber nicht nur für politische und militärische Dinge Sinn; er notierte auch eifrig, was er von der

*wirtschaftlichen Existenz der Städte und Landschaften*

beobachten und in Erfahrung bringen konnte. So spricht er von den Öl- und Weinkulturen um Montpellier herum und schildert recht anschaulich die Erntebräuche und die Verarbeitung der Oliven. Er vermerkt, daß die Gegend von Marseille zu rauh ist für den Kornanbau, daß dagegen um Arles herum viel Getreide wächst, das die Bürger reich macht, «dann die Genueser auß Italia, deßgleichen die Spanier auß Granata schiffen dahin unndt führen daß Korn hinweg; darumb ist es gemeinlich theüwr do». In Bordeaux war wohl das Auffälligste der Wein – «ist in gantz Franckreich kein provintz, da mehr wein verkauft wirdt dann in diser» –, aber da ist auch «ein sehr gutt gelendt» für den Kornbau, «wirdt auch das veldt nur mitt oxsen, die wie bey uns die pferdt beschlagen werden, gebauwen». In den Cevennen stieß er auf die Kastanien, von denen die Leute dort lebten. «Es sinndt die kestenen ihr aufenthalt» nicht nur als Nahrung, sondern auch als Exportgut, da man sie «durch Languedocken in Italiam verferket». Auf dem Jahrmarkt zu Uzès sah er dann, wie sie, «von den hilsen abgeseüberet unndt gar hart gedörret», durch die fremden Kaufleute aus Italien und «Piedmont» aufgekauft wurden.

Auf seinen Wanderungen zum Pont-du-Gard fand Platter die weißen Maulbeerbäume des Schloßherrn von Saint-Privat, und er errechnete ihren Ertrag: «im 12ten jahr von yeglichem baum ein franken jährlich aus dem laub . . . . bringt 30.000 franken» –

dies einige Jahre bevor Olivier de Serres mit seinem berühmten «Théâtre de l'agriculture» die Aufmerksamkeit auf diese Kultur gelenkt hat.

### *Gewerbe und Handel*

beobachtete er mit Aufmerksamkeit, und er hatte auf seinen Fahrten nach den großen Hafenstädten wie Marseille, Bordeaux, Antwerpen und den französischen und belgischen Städten der Wollmanufaktur wie Uzès, Bourges, Lille, Cambrai, Brüssel, Mecheln u. a. m. reichlich Gelegenheit dazu. In Marseille sah er dem Löschen der Schiffe zu, die Gewürze – «ein mechtiger last» –, Rhabarber, Arzneien, Affen, Pomeranzen und Zitronen und noch viel andres mehr brachten, und er bewunderte in den gewerbereichen Gassen die Arbeiten der Goldschmiede und «corallierer» und auch den Kitsch der Fremdenindustrie; er erstand «runde kugeln unndt gleßlin voll schön bildtwerck, daß yederzeit, wie man es wendet, im wasser schwimmt». In Pécais bei Aigues-Mortes erfuhr er, wie das Salz gewonnen wurde, wobei etwa 1000 Saisonarbeiter aus der Auvergne beschäftigt waren. Beim Pont-de-Cé oberhalb Angers nahm er extra einen Führer, um in die Schiefergruben hinunter zu steigen; er beschreibt das mehrstufige System der Schöpfäder zum Auspumpen der Gruben und ließ sich über das Zuschneiden des Schiefers für Ziegel und Tischplatten unterrichten. In Calais sah er «gantze fischer schiff voll haring zuhär führen; . . . ist gar ein sießer, guter, lieblicher, milter fisch, wie ich dann deren viel gegessen hab». Er wollte aber mehr als das erfahren, und so beschreibt er, was mit den Heringen geschah, das Einsalzen und Räuchern und das Verferken «in großer menge in sehr weite ländler», und er wundert sich darüber, daß die frischen Fische in Calais teurer verkauft wurden, «dann man sie bey uns gesaltzen oder gedörret hingibt». Die Steinkohlen von La Rochelle erregten seine Aufmerksamkeit; «hab ettliche der kohlen nach Basell geschickt».

Aufschlußreich sind Platters Beobachtungen auf dem Gebiete der Wollindustrie. In Uzès verlegte sich fast die ganze Stadt aufs Weben und Färben von Wollstoffen, und zwar so ausschließlich, daß alles Leinenzeug eingeführt werden mußte. Bourges liegt in einer fruchtbaren Landschaft; «sonderlich haben die schaaft gar gute weydt in derselbigen gegne, dahäro die burgerschaft ein großen gewerb mitt wollen unndt thücheren haben, . . . unndt wirdt daß wollentuch auß Berry in Franckreich für eins der besten gehalten». Daß Platter beim Besuch der spanischen Niederlande immer wieder von der Erzeugung der weltbekannten Wollstoffe zu sprechen hat, ist selbstverständlich. Aber wenn er schon überall

von der Betriebsamkeit erzählen kann, so geht aus seinen Schilderungen doch deutlich der langsame Zerfall der einst führenden flandrischen Textilindustrie hervor, eine Folge der verheerenden Religionskriege. Ganz besonders anschaulich wird die Verlagerung der wirtschaftlichen Konjunktur von Antwerpen nach Lille, von Antwerpen, dem einstigen, nun gesperrten Einfuhrhafen der englischen Wolle, nach Lille, das von der Einfuhr der spanischen, qualitativ weniger geschätzten Wolle via Calais profitierte. Vielerlei Tucharten wurden hier gewoben, und alle Leute, bis auf die Kinder, waren in das Gewerbe eingespannt, «daß man wenig kinder von vier jahren finden soll, daß nicht mitt seiner arbeit sich der nottdurft nach könne ernehren. Dann sie spinnen entweder daß garn oder klugelens zesamen auf klügel oder spulen oder gehen mitt der wollen umb, lesen dieselbe auseinander oder thundt sonst ettwaß darzu». Von dem Niedergang Antwerpens, Brügges, Cambrais haben wir schon gehört. Auch Mecheln reiht sich an, das einst «ettwan an 300.000 webstulen» in Betrieb gehabt; noch werden Stoffe hergestellt; «im wollwerck . . . gibt man denen von Mecheln den höchsten preis wie auch vor zeiten»; aber Krieg und Plünderung setzten der Einwohnerschaft zu; «wenig volck wohnet in dieser statt».

In Montpellier hatte Platter Zeit, ein altes Spezialgewerbe zu studieren: die Herstellung von «spongrien», d. h. spanischem Grün, also Grünspan. Die Herstellung war ein Monopol der Frauen der Stadt. «. . . ist schier kein hauß in Montpelier, da man nitt spongrien machet, weil es gar gutt da wirdt unndt sonst, auch in nechsten dörferen darbey nitt kan zubereitet werden, welches deß lufts oder der erden eigenschaft». In großen Häfen legt man schichtenweise «gedörte trübelkamen unndt viereckete kupfer blettlinen» übereinander; «darnoch geüßt man den abgefallenen, doch nitt auf den essig stechenden wein dariber. . . In vierzehen tagen blüen die kupferblettlin voll grienspon, den man mitt alten messeren abschabet». Das Grünspanpulver wird zusammengeknetet und verkauft. «Mitt solchem spongrien gewerb kennen die weiber sie unndt ihr töchteren über allen umbkosten gemeinlich stattlich bekleiden, wann sie der häfen ettwan 24 haben. Ist gar ein großer nutz darbey unndt wenig arbeit.» Was Platter hier beschreibt, stimmt zusammen mit Quellen, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen. Montpellier war schon im Mittelalter eine große Färberstadt und hatte das Monopol für gewisse Färbereien, und die Frauen der Stadt betrachteten damals schon die Herstellung des Grünspans, des «Verdet» oder «Verd-de-gris», als ihr «castrense peculium et patrimonium», wie eine Quelle sagt. – Der rote Farbstoff, ein be-

sonderer Ruhm des mittelalterlichen Montpellier, wurde auch noch zu Platters Zeiten aus dem Parasiteninsekt Cochenille oder kermes gewonnen, das sich auf dem Strauch Ilex coccifera, dem «karmesinbeümlin» Platters, einnistet; es wurde gesammelt, zerquetscht und nicht nur als Farbstoff, sondern auch zur Herstellung von Arzneimitteln, dem Alkermes, gebraucht. Das Färbereigewerbe MontPELLIERS dauerte bis ins 19. Jahrhundert hinein, bis die chemisch hergestellten Farben die Naturfarben verdrängten.

Auf einer Exkursion nach Saint-Paul, etwa 20 km westlich von Montpellier, fand Platter noch einen seltsamen Betrieb, der als Kuriosum angeführt sei. Es war eine Glasbläserei adeliger Herren. «Da sahen wier die edelleüt in sammet unndt taffeten kleideren vor den öfen daß glaß machen, . . . in dem sie die gläser, yegliches nach seiner art, aufblösen mitt einem langen, eysenen rohr unndt also rot glüig widerumb in ofen legen. . . , welches gar lustig zuzesehen, . . . dann es . . . gar schöne, klaare gleser gibt, wie wier dann von vielerley formen haben lassen zurüsten.» Die adeligen Herren besorgten nur das Blasen der schönen Gläser; das Herschaffen und Zubereiten des Materials wie auch den Verkauf überließen sie ihren Dienern. Über diese eigenartige Erscheinung gewerbetreibender Edelleute wurde Platter richtig belehrt: daß es sich hier um ein Privileg handelte, «daß keiner dörfe glaß machen, er seye dann ein geborner vom adel, darzu sich dann die an gelt unndt gut verdorben, gebrauchen lassen». Es war ein Privileg, das einigen Adelsfamilien des Languedoc, vielleicht von Ludwig IX., verliehen worden war «pour subsister», verliehen an Edelleute, die in Kriegen Hab und Gut verloren hatten. Diese adligen Glaser erhielten z. B. von Karl VII., ja von Ludwig XIV. und Ludwig XV. noch eine Bestätigungsurkunde; aber sie mußten «noble» sein und «de noble génération et de généalogie de verriers». Sie waren meist zähe Protestanten. Viele von ihnen dienten später unter Rohan. Ihr Privileg erlosch erst im 18. Jahrhundert.

An

### *Begegnungen mit großen Persönlichkeiten*

hat es Platter auf seinen Reisen nicht gefehlt. Einige Berühmtheiten des akademischen Lebens hat der noch unbekannte Student einfach keck aufgesucht, und man darf annehmen, daß der Name seines berühmten Bruders Felix ihm bei diesen Koryphäen der Wissenschaft Tür und Tor geöffnet und zur Bereitwilligkeit beigetragen hat, mit der sie dem Besucher einen Stammbuchvers mitgegeben haben. So der greise Théodore de Bèze, der Patriarch von

Genf, ja der ganzen französischen Hugenottenwelt; so der Humanist und Jurist Julius Pacius, um den sich viele Städte wie Genf, Heidelberg, Sedan, Nîmes, Montpellier, Valence rissen und den Platter in Nîmes als Rektor des Collège des Arts aufsuchte; so auch der ebenso umworbene gelehrte Jurist, Theologe und Kommentator antiker Texte Isaac Casaubon, damals das geistige Haupt der Artistenfakultät zu Montpellier; so auch der schon erwähnte Justus Lipsius in Löwen. Leider läßt es Platter jeweils nur bei der Erwähnung solcher Besuche bewenden. Ausführlicher und z. T. recht amüsan ist dagegen die Schilderung seiner Begegnung mit den Figuren des politischen Schachspiels, wobei König und Königin den ersten Platz einnehmen.

In Orléans sah er König Heinrich IV., und er schildert anschaulich das Mittagessen, das dem König und seinem vierjährigen Söhnlein César aufgetragen und kredenzt wurde. Zu jeder «frischen tracht» erhielt der König «ein weiß zartes disch zwechelin», und in dem «zugespizet cristallinen gleßlin», aus dem er trank, lagen heilkräftige «pimpinellen» [*Poterium sanguisorba*] darin. Der Saal war gesteckt voll Menschen, «unndt redet ihme einer noch dem anderen in die ohren, also daß er kein ruhe hatte, auch weil er aße; bißweilen gab er einem kurtze antwort unndt schwige mehrtheils gar still». Man begreift, daß sein Vorgänger Heinrich III. sich durch «einen schragen umb sein dischessel» gegen diese Zudringlichkeiten hatte schützen wollen. Doch das wurde ihm als Hochmut «auf teütsche manier» ausgelegt, so daß er «alsbaldt den schragen widerumb abgebrochen».

In Paris sah Platter Heinrich IV. noch mehreremale und war offenbar wie die Pariser von der natürlichen Einfachheit seines Auftretens beeindruckt. Da war der Herzog von Savoyen, Charles Emmanuel, der den Franzosen wie den Genfern so viel zu schaffen machte, von ganz anderer Natur. Er kam mit 200 Pferden über Fontainebleau nach Paris, um über den Frieden zu verhandeln, «unndt wahre sein volck alles bey dem stattlichsten gebutzet unndt außgezieret, verköstigeten sich hoch mit kleidung unndt verehrungen». Die Franzosen nahmen zwar die «verehrungen» mit Vergnügen, im übrigen verspotteten sie «die Saffoyer» nur.

Den allergrößten Eindruck machte dem Basler Studenten die Hoheit der Königin von England. Zweimal sah er sie: im Schloß Nonsuch und in Richmond. Bis in alle Details schildert Platter das byzantinische Hofzeremoniell beim Tischdecken, Auftragen, Kredenzen und Wegtragen der Speisen; er mag dabei gelächelt haben, denn die ganze Feierlichkeit spielte sich gleichsam im leeren Raum ab, während die Königin hinter verschlossenen Türen spei-



ste. Aber als sie aus ihrem Gemach heraustrat, «allein, ohngeführt. . . , noch gar gradt unndt aufrecht. . . , bey dem allerköstlichsten außgezieret, in einem gantz weißen. . . , mitt goldt gesticktem» Atlaskleid und einem «gantzen paradiß vogel für ein federposchen vornen auf dem haupt», mit großen Perlen am Hals, jung aussehend, «als wann sie nicht über zwentzig jahr alt seye», da scheint es ihm doch den Atem verschlagen zu haben. «Sie hatte ein gravitetisch königlich ansehen.» Sie ließ sich auf ihren Sessel in die roten, «mitt goldt durchgespickten» Kissen nieder, flankiert von Rittern und Lords, und vor ihr stand der Prediger – es war Sonntag – zwischen zwei Bischöfen. Sie hörte zu, «aber gar nicht lang»; es war warm, und sie winkte einem Ritter, «dem prediger anzuzeigen, daß er ein endt mache. . . , welches auch gleich beschehen».

Ebenso eindrucksvoll spielte sich die Szene in Richmond ab, wieder an einem Sonntag, wiederum trat die Königin aus ihrer Präsenzkammer, wieder «ohngeführt», «gunge allernechst bey uns fürüber, unndt fulen mehrtheils zuseher auf ihre knye nider». Und auch drunten im Hof fielen alle «auf ihre knye zu boden nider». Die Königin aber rief ihnen zu: «God bles mi piple!» «Unndt schruwen sie alle mitt einander hinwider: God save the Queen! . . . unndt bliben so lang auf ihren knyen still liegen, biß sie ihnen mitt der handt ein zeichen gabe. . . ».

Solche Begegnungen waren Höhepunkte. Andre bewegten sich auf einem anderen Niveau; so etwa der Besuch beim Prévôt du Languedoc, dem Polizeigewaltigen, den Platter in seinem Schloßgarten zu Bagnols einfach anrampelte mit dem Erfolg, daß der kauzige Beamte ihm Garten, Haus und Kabinett zeigte und ihn zum Nachtessen einlud. Da erzählte ihm dann der Herr seine ganze Lebensgeschichte und offenbarte sich zuletzt als «zauberer oder schwartzkünstler»; er glaubte an Zauberringe und hatte – wie Platter von Leuten vernahm – einen solchen einer edlen Frau verehrt und sie damit in Verzweiflung und Tod getrieben. Mit Platter diskutierte er von «den bösen geisteren . . . unndt wie so wenig ceremonien von nöten, den leidigen sattan zebeschweren; er kam so tieff in discours, daß ich schier gewolt, ich wehre in meiner herberg». Dabei war der Prévôt ein ehemaliger Medizinstudent!

Es blieb nicht bei dieser einen Erfahrung. Auch auf der Heimreise traf Platter auf einen Herrn, der dem finstern Aberglauben verfallen war. Es war der Graf Cantecroy aus der illustren Familie der Perrenot, der Enkel des großen Kanzlers Granvella Karls V. und ein jüngerer Bruder des Kardinals Granvella und Ministers Philipps II. Er wohnte in seinem Renaissancepalais zu Besançon. Hier zeigte er Platter seine Antiquitäten, Münzen, Gemälde, Pferde und

Gärten, darin «vielerley alte steinene bilder, so von Rom unndt anderstwo här dahin sindt gebracht worden». Auch da kam es zu einem Imbiß, und der erlauchte Graf «discuriert mehrtheils von zauberey, deren er sehr nach hienge, ettliche dardurch umb daß leben ze bringen». Nur mit List entging Platter einer weiteren Einladung; «ich entbotte ihme, ich wehre schon hinweg; zog also eylendts fort, dann mir sein geselschaft nicht zum angenebsten wahre».

### *Aberglaube*

war aber nicht nur die Passion und Freizeitbeschäftigung einzelner Müßiggänger; ganze Schichten waren darin befangen. Platter weiß da aus eigener Beobachtung volkskundlich interessante Dinge zu erzählen, vom harmlosen Weihnachtszauber in einer reichen, konfessionell gemischten Bürgersfamilie in Uzès oder vom oft in «viel ungereümbte händel», in Mord und Totschlag ausartenden «Charivari»-Spektakel, «wann ein lediger junger gesell ein alt wittfrau, oder ein jungfrau ein alten wittling zur ehe nimbt». Übler als dieser «chalifary-lärmen» war der languedokische Brauch des «nestelknüpfens», der «Aiguillette», «ein teüflische zauberey», die darin bestand, daß der Feind eines Brautpaares während der kirchlichen Trauung bei den Worten des Priesters: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden, einen Nestel zusammenknüpfte und, eine Münze über seine Schulter zurückwerfend, flüsterte: Aber der Teufel! «Kan demnach der hochzeiter sein eheliche gespons nicht erkennen so lang, bis der nestel widerumb aufgethan wirdt.» Dieses «schandlich böß, teüfelisch werck» war trotz der Todesstrafe, die darauf stand, «so gemein in Languedock, . . . daß under 100 ehen nitt zehen öffentlich ihre ehe mitt dem kirchgang bestätigen, sonder nach verkündung . . . nehmen sie vatter undt muter oder ein par ihrer nechsten freunden allein mitt ihnen in ein dorff, . . . unndt lassen sich heimlich einsegnen; demnach kommen sie widerumb . . . an ihr ort unndt richten erst daß gastmahl an. . . Diß ist auch . . . ein ursach, daß so wenig ehen in Languedock beschehen. Dann in denen 3 jahren, da ich bestendig in Languedock gewohnet, hab ich nitt über zehen hochzeiten vernommen, die gehalten sindt worden».

Platter hat kaum übertrieben, denn es gab erlauchte Geister, die solch schwarzen Köhlerglauben teilten. So hat Jean Bodin, der berühmte Staatsrechtler, von seiner Haushälterin gläubig übernommen, daß es wohl 50 Arten des Nestelknüpfens gebe, wie er in seinem Buch von 1580 «La Démonomanie» erzählt. Dieses Buch kam übrigens 1581 in Basel in lateinischer Übersetzung heraus!

Es sei noch die Rede von einer sublimeren und wohlthätigeren Art des Aberglaubens, deren Zeuge Platter am Weihnachtstag 1599 in Paris geworden ist: es ist der Brauch, den er unter der Überschrift beschreibt: «Vom anrühren deß schlaffenden wurms.» Der schlafende Wurm, das sind die tuberkulösen Skropheln, les écrouelles, und das heilende Anrühren geschah durch den gesalbten allerchristlichsten König von Frankreich. Seit 1588, seit der Flucht Heinrichs III. aus Paris, war das nicht mehr geschehen. Heinrich IV. war bestrebt, die alte Königssitte, die bis auf die ersten Capetinger, also bis ins 10. Jahrhundert zurückgeht, fortzuführen und auch damit seine Legitimität zu erweisen. Er übte den sakralen Brauch zum erstenmal 1594, nach dem Sacre, aus. Viermal im Jahr wurden die Kranken, die von überall zu Hunderten hergekommen waren, von der königlichen Hand berührt. Platter hatte wieder das Glück, «vermittelst deß königs eydtgnossische guardy» in den Louvre eingelassen zu werden, wo «über die hundert kranke Spangier undt Frantzosen, mann unndt weibs personen . . . in einem großen saal unden im hof» warteten. Und er erzählt: «Als nun der könig persönlich in saal hinein kame, knyeten die patienten alle rings herumb im saal, unndt gunge der könig von einem zu dem anderen, der ordnung nach, that die rechte handt auf undt rüret einem nach dem anderen mit dem daumen undt ersten finger daß kine unndt die nasen an, demnach in form eines kreützes mit gemelten fingeren beyde backen, zum ersten griff sprechende: Le roy te touche. . . , zum andren auf die backen: Dieu te guerit. . . ; machet gleich daß kreütz für yedes angesicht, unndt folgete ihme sein almusen geber, yeglichem . . . 5 stüber, daß ist ein ort eines frankens, in sein handt zehlende.»

Platter hat dazu erfahren, daß auch die Königin von England die gleiche Kraft habe, «solche krankheit mit dem griff zeheilen; sie solle auch yeglicher person ein engellotten nach dem griff verehret haben». Ferner vernahm er, daß in Frankreich dem König eine Konkurrenz erwachsen war, nämlich daß «yeglicher sibende sohn, wann keine tochter darzwischen worden, gleichmäßige kraft habe». Fast 100 Jahre später berichtet auch der junge Jakob Bernoulli, der damals Hauslehrer in Frankreich war, daß in Bordeaux jährlich diese Berührung durch den siebenten Sohn praktiziert wurde. Der königliche Akt hielt sich noch lange. In England übten ihn die Stuartkönige noch aus, Cromwell und Wilhelm von Oranien hatten nichts damit zu tun, aber Anna nahm ihn wieder auf. Ihre letzte Heilungshandlung, drei Monate vor ihrem Tod, 1714, war dann die letzte in England überhaupt. In Frankreich dagegen bezeugten die Könige ihren sakralen und magischen Charakter

länger. Ludwig XIV. berührte noch kurz vor seinem Tode 1700 Kranke, doch im spätern 18. Jahrhundert wandelte sich die selbstsichere Indikativformel *Le roi te touche, Dieu te guérit*, in die bescheidenere Wunschform um: *Le roi te touche, Dieu te guérisse*. Die letzte Zeremonie vollzog sich, wie nicht anders zu erwarten, durch Karl X., unmittelbar nach dem Sacre in Reims, allerdings nicht mehr in aller Öffentlichkeit, sondern in einem Spital mit 120, 130 Kranken.

Platter hat auf seinen Reisen auch

### *die Frauen*

angesehen. Ein paar seiner Beobachtungen seien zum Schluß zusammengestellt.

Wir haben die fleißigen Frauen von Montpellier kennen gelernt; andernorts war es die Fastnacht mit ihrer gelockerten Zucht, die die Frauen aus dem Alltag heraustreten ließ, so daß sie dem Reisenden sichtbar wurden.

So in Marseille; «da hab ich die köstlichkeit der Marsilianeren gesehen». Der zur Schau getragene Reichtum überraschte ihn. «Die weibsbilder tragen yetz gemeinlich stattlich perlin schnier umb ihren hals, biß in die 500, ja auch für 1000 kronen unndt darüber.» Er nahm an, «es werden ihren mehrtheils solche perlin von ihren männeren oder bulen, wann sie aus Indien kommen, verehret. Dann es gar ein muttwillig, freüdig unndt schön frauwenzimmer da hatt, welche oft ihrer ehemänner, wann sie über daß meer fahren, gar lang mießen manglen». Die Frauenmode aber gefällt ihm nicht; sie ist wohl «überauß köstlich, aber meines erachtens nitt zierlich». Sie ist zu bunt. Ärmel und Mieder sind von rotem Taffet oder Atlas oder Sammt; der Rock ist von demselben Stoff, aber grün, gelb oder blau, «sehen wie die papagey». Und daß selbst simple Kaufmannsfrauen seidene Strümpfe tragen, findet er übertrieben.

Die Mode von Narbonne gefällt ihm noch weniger. «Die weiber haben ein heßliche hauptzier, sonderlich gemeiner burgers weiber; sie verbinden den kopf unndt die stirnen mit einem weißen schleyer, als wann sie für unndt für kranck wehren.»

In Barcelona kam Platter in die Fastnachtszeit, und da zeigte sich denn auch das «frauwenzimmer», das sonst «daß gantze jahr durchauß gar sträflich eng unndt eingezogen gehalten wirdt». Mit fremden Männern «sprach halten» ist ihnen verboten; sie dürfen höchstens «von den fensteren in die gassen hinunder mitt mannsbilden reden, daß alle für passierende hören, waß sie reden». Aber

jetzt «sindt sie doch die gantze faßnacht von solchem allen gefreyet, dürfen mitt ihren gespilen unndt bekanten verummummet herum laufen» und dem Treiben zusehen. «In den heüseren . . . ligen alle fenster voll frauwenzimmer, aufs köstlichsten außgezieret», und von der Straße her fliegen ihnen die Orangen zu, die sie fangen und wieder zurück werfen, «unndt auf welchen man am meisten pome-rantzen wirft, derselbig ist am höchsten am brett». Die vornehmen Damen fahren in Kutschen auf dem Korso am Meer auf und ab. Platter erfährt, daß dieser Brauch erst vor wenig Jahren aufgekomen, und zwar aus Sparsamkeitsgründen. Denn früher ging die Dame nur mit einer Suite von mehreren Mägden aus, «also daß wann yetz eine nur zwey maulthier, einen knecht unndt eine magdt erhaltet, kan sie ihren pracht mitt treiben, da sie zavor 6 biß in die 10 megdt hatt mießen erhalten». Sie sind ihm nicht ganz vertraut, diese Spanierinnen, obwohl sie schön und prächtig sind; aber sie «rüsten sich auf den schein mitt einem reif oder höltzinen bogen, den sie under die rök spannen noch bey dem boden, . . . gehendt auf überauß hohen pantoflen, streichen unndt färben ihre angesichter, hendt unndt brüst mitt weißer farb, auch gift unndt röte an, so in schüsselin behalten wirdt. . . ; wann sie schon ohne daß von natur hübsch werendt, haben sie doch solche anstrich im gebrauch».

Eine ganz andere Gesellschaft findet Platter in England. Er kann nur darüber staunen, wie die Frauen überall dabei sind, «unndt gehendt ohne scheüchen man- undt weibspersonen» in die Komödien, an die Hahnenkämpfe und Bärenhetzen, «unndt ist sonderlich zu mercken, daß die weiber so woll als die mannen, ya öfter pflegen in die wirts- undt bierheüser zegehen unndt sich da zeerlustigen. . . So einer nur ein weib ladet, bringet sie drey oder vier andere weiber mit sich; da trinken sie einanderen dapfer zu, unndt danket demnach der mann dem, der sein weib also lustig gemacht; ist ihnen ein ebener dienst.»

Dasselbe konstatierte Platter auch auf höherer Ebene: an der offenen Tafel des Lord Major von London, «dahin die einwohner unndt frömbde, mann unndt weibspersonen auch ohngebetten gehen mögen». Er selbst gehörte eines Tages zu diesen Gästen und wurde sehr freundlich empfangen, «auch empfiengen uns die weiber mitt einem kuß». Abschließend stellt er fest, daß «die weibsbilder . . . in Engellandt viel mehr freyheit als ettwan an anderen orten» haben; «wissen sich auch dessen woll ze gebrauchen».

Den allergrößten Eindruck scheinen ihm aber die Niederländerinnen gemacht zu haben. Schon in Tournai leuchteten sie ihm ein: «So schön frauwenzimmer hatt es in diser statt, als ich ye zavor in

einer statt in gantz Franckreich gesehen». Und in Brügge versteht er eine französische Königin, die beim Eintritt soll gesagt haben, «sie habe vermeinet, sie seye allein königin in Bruck; aber yetz gespüre sie woll, daß viel königin in Bruck seye». Die Niederländerinnen sind schön und groß; sie sind auch geschickt und in den Sprachen wohl erfahren. In den großen Städten wie Antwerpen, Brüssel u. a. gibt es Schulen, nicht nur für Lesen und Schreiben, sondern auch für die Sprachen, und zwar für Mädchen und Knaben; «dahäro selten ein fürnemmer gesell oder tochter, die nicht neben ihrer muter sprach auch frantzösisch, italienisch unndt spangisch reden, als wann sie in denselbigen landen wehren gewesen. . . , wie ich dann die übergeschriften solcher schulen, für die töchteren besonder unndt für die jüngling auch besonder . . . an heüseren angeschriben gesehen hab». Neben den Sprachen lernten die Mädchen auch die übliche Handarbeit, und Platter sieht keine kleinen Kinder auf den Gassen nichtsnutzig herumlaufen wie bei uns. Alle tun etwas; «waß über fünf jahr alt, mehrtheils in den heüseren gemelte arbeit verrichten, dahäro man viel niderländischer wahren umb ein solch wolfeil gelt kan bekommen, daß bey uns alte leüt nicht könten die speiß dorab verdienen. Unndt weil daß frauwenzimmer der sprachen, deß läsens, schreibens, rechnens unndt der kaufmannschatz so woll erfahren sindt, mießen sie auch nicht allein in ihren heüseren derselbigen sich annemmen, sondern sie reißen von einem dorf zu dem andern oder von statt zu statt, zewasser unndt zu landt, kaufen unndt verkaufen, ersparen viel mehr dann ihre mannen, weil sie gar niechter sindt, die mannen aber . . . sehr vertroncken.» Platter hat die feuchtfrohlichen Gastereien der Männer drastisch geschildert. Folge: «Unndt mießen also die weiber zu hauß die haußhaltung unndt in der frömbde den gewerb versehen, welches ihnen die mannen gern zulassen, weil sie sich woll darauf verstehendt; aber daß folgt auch hernacher, daß sie nach unndt nach ihrer weiberen diener oder underthanen mießen werden.» Und als Illustration erzählt Platter die Geschichte eines großen Herrn, der erkunden wollte, wieviel Männer in Amsterdam über ihre Frauen Meister seien. Er übergab seinem Knecht einen Karren voll Eier, bespannt mit vier Pferden. Er solle von Haus zu Haus gehen und dort, wo der Mann Meister sei, ihm ein Pferd schenken, wo aber die Frau herrsche, ein Ei verehren. «. . . unndt seye der knecht mitt seinen vier hengsten, aber dem leren wagen widerumb heimkommen, dann wann schon einer gesagt, er seye meister unndt ihme der knecht daß pferdt hatt welen deßwegen ausspannen, hatt er ihn heißen verziehen, biß er sein weib gefraget, ob er es nemmen unndt wohin er es stellen solle.»